Thesen zur alten und neuen Schuld der Deutschen

auf dem Hintergrund des Ukraine-Krieges und des von der Politik verursachten neuen Antisemitismus

von
Tristan Abromeit
Text 174
www.tristan-abromeit.de
Mai 2022

Anhang 2
Texte 174.2

Jesus und der Krieg

von
Wilhelm Mensching

Gandhis Freiwillige

von
Wilhelm Mensching

67.3.2

Jesus und die Politik
von Wilhelm Mensching, o.J.
Aus griechischem Erbgut, Sokrates,
zusammengestellt von Wilhelm Mensching

(18 Seiten / 2060 KB)

Jesus und der Krieg

Von

Wilhelm Mensching

Grimmesche Hofbuchdruckerei Bückeburg

1. Jesu Kriegserlebnisse und die Ergebnisse

Jesus erlebte drei Aufstände in seinem Volke. In seiner frühen Kindheit, als er vielleicht drei Jahre alt war, erhob sich das Volk nach dem Tode des alten **Herodes,** weil es keinen König wieder haben wollte, vor allem keinen Sohn oder Verwandten des verstorbenen Herrschers. Wie früher unter dem Rebellenführer Ezechias, den Herodes hatte ohne Urteil hinrichten lassen, war Galiläa ein Hauptherd der Unruhen. Die Königsburg Sepphoris, etwa 5 Kilometer von Nazareth entfernt, wurde erstürmt und zerstört. Nach längeren Kämpfen schlug **Varus,** der später im Teutoburger Walde seinen Tod fand, den Aufstand nieder, und Palästina wurde unter Söhne des alten Herodes verteilt.

Der Älteste von ihnen, Archelaos, verwaltete sein Gebiet Judäa und Samaria so schlecht, daß es ihm 10 Jahre später vom Kaiser genommen und unter unmittelbare römische Verwaltung gestellt wurde. Aus diesem Anlaß ordnete der römische Legat Quirinius von Syrien die erste römische Steuereinschätzung in Palästina an. Er rief dadurch höchste Empörung hervor. Konnte es Gottes Wille sein, daß sein auserwähltes Volk den Heiden tributpflichtig werde? Ein Sohn des erwähnten Ezechias, **Judas der Galiläer,** schuf den verschworenen Verband der Zeloten oder **Eiferer** und griff mit ihnen zu den Waffen. Andere schlossen sich ihnen an. Nach etwa dreijährigen Kämpfen war auch dieser Aufstand erstickt. Als er begann, mag Jesus etwa 13 Jahre alt gewesen sein.

Der dritte Aufstand, den er erlebte, bereitete sich vor, als vom Jahre 26 an die schlechte Verwaltung des Statthalters **Pilatus** das Volk in neue Erregung versetzte. Eiferer und Dolchleute gewannen erneut größeren Einfluß. Galiläa war wieder besonders unruhig. Wenige Monate vor Jesu Tode ließ Pilatus, wie das Lukasevangelium im 13. Kapitel berichtet, Galiläer, die sich als fromme Pilger getarnt in die Hauptstadt eingeschlichen hatten, im Tempel mit ihren Opfertieren niedermetzeln. Die Annahme liegt nahe, daß bei diesen Unruhen **Barrabas** eine Rolle spielte, der wegen Aufruhrs und Mordes in Jerusalem berüchtigt war (Matth. 27, 16; Mark. 15, 7; Luk. 23, 18.)

Jesus sprach vom Kriege immer voll Wirklichkeitssinn. Er wußte aus Kindheits- und Jugenderinnerungn, was Aufstand und Krieg für die nichtkämpfende Bevölkerung bedeutete. Besonders stark klang durch seine Worte immer wieder die **Erkenntnis: Krieg ist Massenversündigung an Frauen und Kindern, nicht Schutz der Wehrlosen, sondern ihre größte Gefährdung.** So sagte er, als man ihn als König in die Hauptstadt einholte: „Man wird dich dem Erdboden gleichmachen und deine Kinder in dir am Boden zerschmettern." (Luk. 19, 42.) Wenige Tage nachher saß er mit Petrus, Andreas, Jakobus und Johannes abends auf dem Ölberg Jerusalem gegenüber, sprach wieder von der Zerstörung der Stadt durch Krieg und erwähnte auch jetzt: „Die Leute sollen ins Gebirge fliehen. Wer auf dem Dache ist, steige nicht erst ins Haus hinab, um noch etwas mitzunehmen. Wer aufs Feld gegangen ist, kehre nicht erst zurück, um sich noch seinen Mantel zu holen. Wehe aber den Frauen, die in jenen Tagen ein Kind erwarten oder zu nähren haben. Betet nur, daß dies nicht zur Winterszeit eintrete." (Mark. 13, 14 ff.) Wieder wenige Tage später wurde er zur Kreuzigung geführt. Auch auf diesem Wege beschäftigten ihn noch dieselben Empfindungen: „Ihr Töchter von Jerusalem, weint nicht über mich; weint vielmehr über euch und über eure Kinder! Denn es kommen Tage, in denen man sagen wird, glücklich sei, wer kein Kind hat, und sich nur noch einen schnellen Tod wünscht." (Luk. 23, 28, 29.)

Jesus ging über diese Wirklichkeit des Krieges nicht mit Stillschweigen und erst recht nicht mit scheinfrommer Ergebung hinweg: Das ist nun einmal so im Kriege! Das ist nun einmal so auf dieser sündigen Erde, daß Unschuldige mit den Schuldigen leiden, Weizen mit dem Unkraut ausgerissen werden muß! Jesus beurteilte das, was an Schutz- und Hilfsbedürftigen getan und versäumt werde, als am Christus getan und versäumt. Kinder, Kranke usw. zu übersehen, war für ihn Sünde. Er übersah sie nicht und ließ sie nicht übersehen: Das will Gott nicht! Das darf nicht sein! Er warnte: „Achtet darauf, daß ihr keins von diesen Kleinen geringschätzt! Ich sage euch; ihre Engel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters! Was meint ihr? Wenn ein Mann 100 Schafe hat, und eins von ihnen sich verirrt, läßt er da nicht die 99 auf den Bergen und geht hin und sucht das verirrte? Und sollte er es finden, wahrhaftig, so freut er sich darüber mehr als über die 99, die sich nicht verirrt hatten. So ist es auch der Wille eures himmlischen Vaters, daß keins von diesen Kleinen verlorengehe. Wer aber einem dieser Kleinen zum Ärgernis wird, für den wäre es besser, wenn man einen Mühlstein an seinen Hals hängte und ihn an der tiefsten Stelle des Sees ertränkte. Wehe der Welt um der Ärgernisse willen. Es müssen ja Ärgernisse kommen; aber wehe dem Menschen, durch den das Ärgernis kommt! Wenn deine Hand oder dein Fuß dich zum Bösen verführen will, so haue sie ab und wirf sie weg. Besser, du gehst als ein Krüppel oder Lahmer zum Leben, als du wanderst mit zwei Händen und Füßen ins Verderben. Und wenn dein Auge dir zum Bösen dienen will, dann reiß es aus und wirf es fort. Besser, du gehst einäugig zum Leben als mit beiden Augen in die Hölle." (Matth. 18, 6—14.)

Jesus hatte nicht allein in seiner Kindheit und Jugend erlebt, was Krieg in Wirklichkeit und vor allem für Frauen und Kinder ist. Viele andere hatten sehr ähnliche Erlebnisse wie er, ohne daraus ähnliche Schlüsse oder Folgerungen zu ziehen. Ein wichtiger Grund dafür war die Verheißung eines kriegerischen Christus in kanonischen und apokryphen Schriften. Viele im Volke erwarteten wie die Eiferer einen gottgesandten Retter, einen Davidsohn, der Gericht halten, den Rachetag ausrufen, die Bösen ausrotten, sein Volk mit göttlicher Wunderhilfe von der Herrschaft der Heiden befreien und diese unterwerfen und dienstbar machen werde. Sie griffen darum in der ernsten Überzeugung zu den Waffen, daß sie **mit Gott in einen heiligen Kampf** gingen, der, soviel unvermeidliche Sünde er auch einschließen möge, doch irgendwie etwas von Gott Geordnetes sei. Jesus teilte diese Überzeugung offensichtlich schon vor seinem öffentlichen Auftreten nicht. Er kannte nur die Berufung, ein Gottesknecht zu sein, wie der zweite Teil des Jesajasbuches ihn schildert: „Siehe da mein Knecht, an dem ich festhalte, mein Auserwählter, an dem ich Wohlgefallen habe! Ich habe meinen Geist auf ihn gelegt, damit er den Völkern das Recht bringe. Er wird nicht schreien noch lärmen und seine Stimme nicht auf der Straße hören lassen; zerknicktes Rohr wird er nicht zerbrechen und glimmenden Docht nicht auslöschen. Getreulich wird er das Recht kundtun, ohne zu ermatten oder zusammenzubrechen, bis er auf Erden das Recht fest begründet hat; und die Meeresländer harren schon auf seine Belehrung... Vielen wird mein Knecht als ein Gerechter durch seine Erkenntnisse helfen, recht zu werden, indem er ihre Verschuldungen auf sich lädt, während er wie ein Lamm die Sünden vieler trägt und für die Frevler bittend eintritt." (Jes. 42, 1—4 und 53 zusammengefaßt.) Als er nach seiner Taufe zum erstenmale im Bethause seiner Vaterstadt einen Abschnitt der heiligen Schriften vorlas, brach er mitten im Satz vor den Worten vom Rachetag und von der Versklavung fremder Völker ab. (Luk. 4, 16 ff; Jes. 61, 1 ff.)

Jesus hatte mit wachem, frommem, fragendem Sinn erlebt, daß Gott die Waffen der Eiferer, die sie für ihn ergriffen zu haben glaubten, nicht segnete, ebensowenig, wie er in früheren Aufständen geholfen hatte. Enttäuschung kriege-

rischen Gottvertrauens hatten auch andere wiederholt erfahren müssen. Aber sie waren dadurch nicht an dem Glauben irre geworden, daß Gott Waffen segne. Manche meinten, Gott habe die Waffen der Aufständischen nicht gesegnet, weil sie Sabbatgesetze, Reinheitsvorschriften, Speiseregeln oder andere Gebote der heiligen Schriften nicht genug befolgt hätten oder sonst irgendwie „Sünder" gewesen wären. Vielen war Gott einfach unbegreiflich oder unerforschlich.

Jesus jedoch hatte einen ungetrübten Blick für die Wirklichkeit Gottes wie für die Wirklichkeit des Krieges. Gott war ihm von klein auf sein Vater und der Vater aller Menschen, der Vater der „Bösen" und „Ungerechten" wie der „Guten" und „Gerechten", der Römer und der Eiferer, der Bedrücker und der Bedrückten, aller. Aus dieser Kenntnis des Vaters heraus war Krieg für ihn immer Bruderkrieg, den der Vater nicht will und nicht segnet, Versündigung des Bruders am Bruder gegen den Willen des Vaters. Aus seiner klaren Kenntnis des Vaters erwuchs ihm die klare Erkenntnis: **Gott will keinen Krieg. Es gibt auch keinen heiligen oder gerechten Krieg, den er segnen könnte, oder den man mit Gott gegen andere Kinder Gottes führen könnte.**

Das war eine Ablehnung der Verheißung eines kriegerischen Christus und der Hoffnung auf ihn. Unermüdlich wiederholte er: Ein neuer Aufstand bringt unserem Volke keinen Sieg, keine göttliche Hilfe, sondern ist Sünde, widergöttlich, fluchbeladen, der Weg ins Verderben. Er enttäuschte das Volk durch seine Rede in den Bergen, weil er nicht so redete, wie die Schriftgelehrten, die von siegreicher Befreiung des Volkes durch den Christus, vom Gericht des Christus über die Bösen und von seinem Paradiese ewiger Jugend und Wonne sprachen. (Matth. 7, 28, 29.) Als der dritte Aufstand, den er erlebte, drohte, warnte er vor dem Versuche, die Freiheit durch Tücke und Töten erringen zu wollen; das sei nicht der Weg Gottes, sondern der des Teufels; dieser sei ein Lügner und Mörder von Anfang an. (Joh. 8, 44.) Tücke und Töten war für Jesus unter allen Umständen teuflisch; kein Zweck heiligte ihm diese Mittel. Nachdem auch dieser Befreiungsversuch wieder im Blute erstickt worden war, sagte Jesus: Wenn ihr euren Sinn nicht ändert, werdet ihr alle ebenso umkommen!" (Luk. 13, 3.) Bei seinen nächsten Freunden erregte er in den Tagen vor seinem Tode größtes Erstaunen durch seine Worte, daß vom Tempel nicht ein Stein auf dem anderen bleiben werde. Rings um ihn lebte, auf Verheißungen der Schrift sich stützend, das Gottvertrauen, Gott werde seine heilige Stadt, seinen heiligen Tempel und seine Heiligen durch seinen Christus schützen lassen. Jesus teilte diese Zuversicht durchaus nicht. Er betonte, der Untergang der Hauptstadt, des Tempels und des Volkes sei nicht aufzuhalten, wenn man seinen Weg des Friedens nicht gehe: „Wenn ihr von Krieg und Kriegsgerüchten hört, laßt euch nicht vorreden, das Ende dieser bösen Welt sei da, nun erscheine der Christus als Retter: „Wenn dann jemand zu euch sagt: Seht, hier ist der Christus; dort ist er!, so glaubt es nicht... Wenn ihr Jerusalem von Heeren umlagert seht, dann erkennt, daß die Zerstörung der Stadt nahe bevorsteht. Große Not wird im Lande herrschen und ein Zorngericht über dies Volk ergehen. Sie werden durch die Schärfe des Schwertes fallen und in die Gefangenschaft unter alle Völker verschleppt werden; und Jerusalem wird von den Heiden zertreten werden, bis auch deren Zeit abgelaufen ist." (Mark. 13, 1—6, 21; Luk. 21, 20—24.) Ähnlich sprach er bei seiner Einholung als König und auf dem Wege zur Kreuzigung. Er war fest davon überzeugt, daß nur der von ihm gewiesene Weg des Friedens sein Volk retten könne. Er prägte seinen Anhängern den Satz, daß Krieg für sein Volk den Untergang bedeute, so eindringlich ein, daß sie sich an den Freiheitskämpfen ihres Volkes nach Jesu Tode nicht beteiligten, vielmehr nach Pella im Zehnstädteland auswanderten.

Jesus sah die Wirklichkeit so nüchtern klar und die Zukunft so prophetisch sicher voraus, weil er Gott besser kannte als alle, die sich irgendwelchen fromm scheinenden Träumereien über Gottes Gedanken und Hilfe in einem gerechten Freiheitskampfe hingaben. Auch das ehrlichste, ernsteste Gottvertrauen dieser Art

konnte ihn nicht daran irremachen, daß Krieg Sünde sei, Sünde von Gottes Kindern gegen Gottes Kinder und vor allem Massenversündigung an den Kleinen und Schutzlosen, und als Sünde auch der ungesegnete Weg in des Volkes Verderben. Erörterungen darüber, ob und unter welchen Umständen ein Krieg vielleicht nötig, gerecht, von Gott gebilligt, gesegnet oder unterstützt sein werde, sind von ihm nicht überliefert. Jesus kannte Gott aus vertrautem, ständigem, betendem Umgang als seinen Vater und den Vater aller Menschen. Daraus erwuchs ihm seine Erkenntnis und Ablehnung des Krieges als Versündigung gegen des Vaters Geist und die Brüder.

Aus diesem ununterbrochenen betenden Umgang mit dem Vater erwuchs ihm aber noch viel mehr. Dazu gehörte alles, was er weit über die Ablehnung des Krieges hinaus zur Erfüllung seiner Aufgabe brauchte.

2. Jesu Friedensarbeit in Innen- und Außenpolitik seines Volkes

Jesus konnte nicht das Leben eines beschaulichen Rabbi oder eines tiefgründig denkenden Weltweisen ohne Verantwortung für die Zeitgeschicke seines Volkes führen. Er war erst recht kein wirklichkeitsfremder Träumer. Er wurde in die größte öffentliche Wirksamkeit und die höchste Verantwortung für sein Volk berufen.

Palästina hatte **schlechte Regierende,** als Johannes der Täufer das Volk zu Jesus als dem gottgesandten König wies, der das Gottesreich errichten werde. **Pilatus** war ein weit schlechterer Prokurator als seine Vorgänger. Er wurde schließlich im Jahre 36 vom Kaiser zur Verantwortung nach Rom berufen. Ein Schreiben des Königs Agrippa spricht von seinen „Verbrechen, seiner Bestechlichkeit, seinen Gewalttaten, Räubereien, Mißhandlungen, Bosheiten, von fortgesetzten Hinrichtungen ohne Urteilsspruch, von ganz unmöglichen und unerträglichen Grausamkeiten."

Jesu Landesherr **Herodes Antipas,** der über das unruhige Galiläa und Peräa herrschte, war ein sittenloser Schwächling. Er entführte seinem Stiefbruder die Frau und stürzte dadurch sein Land in einen unglücklichen Krieg mit dem Vater seiner verstoßenen rechtmäßigen Frau, dem Könige Aretas IV. von Petra. Nur durch Hilfe römischer Truppen konnte er sich auf dem Throne halten. Er baute das zerstörte Sepphoris in großer Pracht wieder auf und schuf dann am See Genezareth eine noch prunkvollere neue Stadt, die er dem regierenden Kaiser zu Ehren Tiberias nannte. Während im Volke großes Elend herrschte, führte das ehebrecherische Paar **Herodes** und **Herodias** ein verschwenderisches Leben, bis es schließlich vom Kaiser abgesetzt und nach Gallien verbannt wurde.

Das regierende **hohepriesterliche Haus des Hannas** war beim Volke nicht weniger verhaßt. Man nannte es wegen seiner Rechtsbeugungen und Gewalttaten mit einem bösen Wortspiel „Raubrichter". Im Talmud ist ein Lied über die hohen Priestergeschlechter dieser Zeit aufbewahrt, das mit den Worten schließt: „Wehe ist mir's vor ihren Fäusten! Denn sie sind Hohepriester und ihre Söhne Schatzmeister und ihre Schwiegersöhne Verwalter, und ihre Diener schlagen das Volk mit Stöcken (beim Einziehen der Abgaben)". Zwei Söhne von Hannas, die beide Hohepriester waren, sind später vom Volke ermordet worden.

Das Volk litt unter diesen Regierungen und ließ sich vom Täufer gern zu Jesus weisen. Es wünschte und hoffte, daß er sich bald zum König mache. Jesus sah mit wirklichkeitsoffenem Blick und Teilnahme für das Volk, dem er ent-

stammte, die Schlechtigkeit der Regierenden. Er sagte: „Die Könige schalten mit ihren Völkern als große Herren, herrschen über sie mit Gewalt und lassen sich dann noch Wohltäter nennen.“ (Luk. 22, 25.) Er sprach von seinem Landesherrn als einem Fuchs und von den Regierenden in Jerusalem als von Heuchlern, von Mietlingen und Dieben, die darauf aus sind, zu stehlen, zu schlachten und auszubeuten, betrügerischen Verwaltern und mordbereiten Pächtern (Matth. 21 und 23; Luk. 16; Joh. 10). Das Volk jammerte ihn wie eine verschmachtende, ausgebeutete, hirtenlose Herde. Konnte er sich ihm entziehen?

Er ging jedoch nicht leicht und schnell in die hohe verantwortliche Stellung an die Spitze der ihm zuströmenden Massen. Er vertraute sich den vielen nicht an, die ihn auf das Wort des Täufers für den Christus hielten (Joh. 3, 23, 24). Er zog sich lange in die Einsamkeit zurück, um sich vom Vater beraten zu lassen. Auch später zog er sich immer wieder zurück in die Heimat, wo der Prophet nichts zu gelten pflegt, in die Einöde, die Berge und ins Ausland. Er konnte keinen Schritt ohne des Vaters Weisung tun. Die Aufgabe, die sich ihm aufdrängte, stellte ihn vor außerordentlich schwere Fragen und Gewissensentscheidungen: Wie konnte den unruhigen Armen geholfen werden? War das ohne gewalttätige, blutige Umwälzung möglich? War es auf dem Wege solcher Umwälzung möglich? Jesus wußte, daß die Regierenden und Reichen bis auf wenige Ausnahmen kein Mittel, keine Gewalttat, kein Blut und keine Tücke scheuen würden, um ihre Stellung zu halten. War hier nicht Gewalttat gegen Gewalttat, Tücke gegen Tücke nötig, gerecht, gottgeboten? Lag nicht zwingender Grund für eine rasche, gerechte, möglichst unblutige gewalttätige Machtübernahme vor? Würden die Römer dabei eingreifen? Bestand Aussicht, auch sie aus dem Felde zu schlagen? Jesus lehnte alles Spielen mit dem Gedanken, mit listigen unbrüderlichen Mitteln Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zu gewinnen, als teuflische Versuchung ab. Tücke und Töten waren unter allen Umständen teuflisch.

Aber diese Ablehnung der Lüge und des Blutvergießens genügte keineswegs. Damit war den Unterdrückten noch nicht geholfen. Jesus brauchte mehr und hatte mehr als gute feste Grundsätze dieser Art. Er wurde Schritt für Schritt vom Vater beraten. Sein ständiges, unablässiges, vordringliches und erstes Gebet war, daß er seines Vaters Namen heilig halten möchte und nie vergessen, wes Geistes Kind er war. Aus dieser ersten Bitte aber erwuchsen auch die weiteren Anliegen, daß dieses Vaters Herrschaft oder Reich auf Erden errichtet werde, so daß des Vaters Wille auf Erden geschähe, jedes seiner Kinder sein tägliches Brot habe, und die Einzelnen wie die Volksschichten und Völker einander vergäben und hülfen, Versuchungen und Übel zu überwinden. Jesus wußte sich vom Vater beauftragt, dies Gottesreich, d. h. das Reich des Vaters aller Menschen, auf Erden zu verwirklichen, nicht ein Reich von der Art der Reiche dieser Welt, um das seine Anhänger mit tötlichen oder listigen Waffen zu kämpfen hätten, aber durchaus doch ein Reich auf dieser Erde in ihren tatsächlichen Verhältnissen und Nöten, ein Reich, in welchem alle Kinder Gottes ihr tägliches Brot, Leben und volles Genüge finden und eine Herde unter einem Hirten bilden. (Joh. 10, 10, 16; 18, 36).

Jesus wählte zuerst 12, später noch weitere 70 Mitarbeiter für den Bau des Gottesreiches aus und sandte sie nach kurzer Ausbildung zu zwei und zwei ins Volk. Sie sollten sich zuallererst der Hilfsbedürftigsten, des Elendsheeres der unversorgten bettelnden Kranken und Krüppel, Aussätzigen und Besessenen annehmen. So entfachte Jesus, ohne auf die Regierung zu warten, hin und her im Volke den Geist tätiger frommer Nächstenliebe und Selbsthilfe, wie der Täufer ihn zu wecken begonnen hatte. Gleichzeitig sollten Jesu Boten jedoch ebensosehr auch **Friedensarbeiter** sein. Jesus sah, wie der dritte Aufstand, den er erleben sollte, sich vorbereitete. Getarnte Wölfe wiegelten in geheimen Umtrieben das Volk auf. Ihnen sollten Jesu Boten entgegenarbeiten, friedfertig wie Lämmer unter den reißenden Wölfen, klug wie Schlangen, die dem Streit aus dem Wege gehen, wo es nur immer möglich ist, und lauter wie Tauben. Eindringlich schärfte Jesus seinen Boten ein, daß sie sich von aller Tücke fernhielten, vielmehr in aller Offenheit seine Gedanken

und Pläne von den Dächern aus ausbreiteten. So schied er sich klar von den Männern wie Barrabas. Er warnte, ohne Namen zu nennen, in größter Öffentlichkeit vor solchen Verführern, blinden Blindenleitern, Wölfen in Schafskleidern, Hunden und Säuen, die das Heiligste mit Füßen treten und dann die, die ihnen gefolgt sind, ins Verderben stürzen (Matth. 7). Jesus stand durchaus zu den Armen. Er rief: „Heil euch Armen! Aber wehe euch Reichen und Umschmeichelten! Ihr werdet hungern und jammern" (Luk. 6, 20—26). Er erkannte deutlich, daß die Verhältnisse so waren, daß Ärgernis, Neid, Haß, Erbitterung, Bluttaten und Aufwiegelung dazu kommen mußten. Er aber wollte das Gegenteil derer sein, die Ärgernis brachten, und nichts versäumen, dem Ärgernis zu wehren. Darum stellte er sich mit seinen Mitarbeitern mitten in die Massen der Armen und rief: „Lernt von mir Sanftmut und von Herzen kommende Demut! Überwindet das Böse mit Gutem! Behandelt auch Leute, die euch ohrfeigen, zu Wegen für sie zwingen, euch vor Gericht schleppen und des Oberkleides berauben, nicht so, wie sie euch behandeln, vielmehr möglichst mit Humor so, wie ihr von ihnen behandelt werden möchtet, und denkt betend daran, wie unser Vater Böse und Gute behandelt, mit Sonne und Regen beschenkt!" (Matth. 5, 25, 39 ff; 11, 29).

Jesus betete ständig wie für sich so auch für seine Mitarbeiter und das Volk wie auch für Pilatus, Herodes und Herodias, Hannas und andere um Heilighaltung des allen gemeinsamen Vaternamens und um heiligen Geist. Er konnte darum niemand fluchen, auch heimlich nicht, oder Böses wünschen und tun. Er suchte diese Frömmigkeit als Grundlage seines Reiches auszubreiten. Der Hohe Rat war schon argwöhnisch geworden, als der Täufer immer mehr Anhang gewann, und fürchtete Unruhen eines kriegerischen Christus. Jesus aber beruhigte den alten Ratsherrn Nikodemus, **der Vater habe ihn zum Retten und nicht zum Richten gesandt.** Er vermied es streng, die Regierenden und Reichen unter den Druck der Angst zu setzen, um so Zugeständnisse von ihnen zu erzwingen. Er prangerte auch ihre Skandalgeschichten, wie etwa den Ehebruch von Herodes und Herodias, nicht öffentlich an, wie der Täufer es tat, der daraufhin verhaftet wurde. Er suchte sie vielmehr von der Angst um die Sicherheit ihres Besitzes und Lebens, vor dem neuen Reich und den Massen zu befreien. Er tat sein Äußerstes, um Sünder, Kinder des gemeinsamen Vaters, nicht zu verderben, sondern zu retten.

Aber ging diese Friedfertigkeit oder Feindesliebe nicht zu weit? Mußte Jesus nicht wenigstens um seiner Verantwortung für das Volk willen anders handeln? Es ging hier ja nicht nur um seine persönlichen Angelegenheiten. Stand er nicht in Gefahr, durch übertriebene Friedfertigkeit der Sache der Armen, des Volkes und der Gerechtigkeit zu schaden? Überschritt er nicht die Grenzen der von Gott gewollten Feindes- und Friedensliebe? Solche Fragen ließen auch **Johannes dem Täufer** schließlich keine Ruhe mehr. Er hatte größtes Verständnis dafür bewiesen, daß Jesus kein Kriegschristus sein wollte, sondern ein Knecht Gottes, wie der zweite Teil des Jesajabuches ihn beschrieb. Aber war er jetzt nicht zu sehr Lamm? Johannes hatte als Gefangener unerwartetes Gehör bei dem abergläubischen Herodes gefunden. Herodias dagegen war und blieb seine unversöhnliche Todfeindin. Bußpredigten mit Höllendrohung machten auf sie keinen Eindruck. Sie stand der Besserung der Verhältnisse im Wege. Sollte dies Unkraut nicht ausgerottet werden, damit die Saat des Gottesreiches wachsen könnte? Sie scheute kein Blut und keine Tücke. Durfte Jesus das Leben des Täufers aufs Spiel setzen? War es nicht unvergleichlich viel wertvoller als das Leben der Herodias? Mußte hier nicht, um größeres Übel zu verhüten, einmal möglichst rasches, kurzes, gerechtes, blutiges Gericht gehalten werden?

Jesus achtete den Täufer ungemein hoch. Er nannte ihn „mehr als einen Propheten". Er erklärte, es habe auf Erden noch kein Größerer gelebt als Johannes; aber größer als er sei allerdings, wer im Gottesreiche den untersten Platz einnehme. Dem Täufer fehlte nach Jesu Urteil das Verständnis für Wesen und Werden

des Gottesreiches auf Erden, denn seit seinem Auftreten wolle man es mit Gewalt im Sturm herbeiführen. Das war in Jesu Augen jedoch der falsche Weg, durch den das Gottesreich vergewaltigt wurde und Schaden nahm (Matth. 11, 9—12). Nach Jesu Erkenntnis war das Reich, das er erstrebte, bereits da und verwirklichte sich ohne Aufsehen erregende Vorgänge (Luk. 17, 20). Er verglich das Werden dieses Reiches mit dem unauffälligen, kaum bemerkbaren Wachsen der Saat und des Senfkorns und dem ähnlich stillen Wirken des Sauerteiges. Er brauchte für sich als den Christus nicht das Bild eines Staatengründers, Umstürzlers, Siegers, sondern das des Säemannes. Die gute Saat, die er ausstreute, war im Täufer tief zum Keimen und Wurzeln gekommen, aber trotzdem nicht zu der erwünschten Frucht frommer Friedfertigkeit und Feindesliebe gereift, vielmehr unter der Erfahrung der unverbesserlich erscheinenden Schlechtigkeit der Herodias erstickt worden. Jesus jedoch ließ sich durch solche Erfahrung nicht umstimmen:. Wenn Herodias auch noch so unverbesserliches Unkraut war, so wollte er es doch nicht ausreißen lassen, weil damit zugleich auch viel Weizen, vor allem viele Kinder und Frauen und innere Werte zu Grunde gerichtet würden, und im Bürgerkriege das Weizenfeld zum zerstampften Schlachtfeld gemacht würde (Matth. 13).

Jesus rettete in der Tat den Täufer nicht. Welch ernste, schwere Gewissensentscheidung war das für ihn! Ob ihm außer dem Vater irgend jemand dazu riet? Mancher sah gewiß darin einen Verrat am Freunde und an der Sache des Volkes, eine völlig überspitzte Scheu vor Blutvergießen und eine nicht zu rechtfertigende Befolgung des toten, starren Grundsatzes, der für den Frieden um jeden Preis Gerechtigkeit, Ordnung und andere heilige Güter opferte. Anhänger des Täufers trennten sich von ihm. Paulus traf mehr als zwei Jahrzehnte später eine Gruppe von ihnen und stellte fest, daß sie wohl von Buße, Taufe u. dgl. wußten, aber nichts von heiligem Geiste (Ap.-Gesch. 19, 1—4).

Glaubte Jesus denn, daß er die Regierenden durch Mahnungen, Belehrungen und Verhandlungen etwa bekehren könnte? Er ließ auch diese Mittel durchaus nicht unversucht, ging vielmehr diesen Weg bis zum letzten Einsatz, bis zum Tode, zog betend nach Jerusalem, rechnete aber von vornherein mit Mißerfolg, mit einem ähnlichen Schicksal, wie es den Täufer getroffen hatte, mit Verhaftung und Hinrichtung ohne gerechten Richterspruch. Jesus war ein Meister in der Kunst, auch in gesunkenen und schlechten Menschen das wiederzuerwecken und zu beleben, was von oben her in ihnen war. Es gelang ihm oft bei Sündern und Sünderinnen, bei Betrügern und Erbfeinden. Sein stilles ununterbrochenes Gebet um die Heilighaltung des Vaternamens und um den Geist des Vaters für sich und seine Gegner erreichte in überraschender Weise sogar, daß erregte Scharen, die mordbereit ihn einen Abhang hinabstürzen oder steinigen wollten, ihr Vorhaben nicht ausführten. Aber er träumte nicht davon, daß die Errichtung des Gottesreiches, dem sein Sinnen, Beten und Tun galt, durch geschickte Verhandlungen und unbedingten Friedenswillen der einen Seite ohne Blut zu erreichen wäre. Er sah die Wirklichkeit der Sünde ebenso nüchtern und klar wie die Wirklichkeit des Krieges und wie auch die Wirklichkeit des Vaters aller Menschen und die Wirklichkeit der sich daraus ergebenden Bruderschaft von Feinden. Er täuschte sich nicht über das Ausmaß der Schlechtigkeit, die gegen ihn stand. Die Regierenden und Reichen sahen in ihrem Besitz und ihrer Macht ihre unaufgebbare Sicherung und auch die gottgewollte Grundlage der nötigen staatlichen Ordnung. Man hatte solche Sicherung und Ordnung seit alters immer wieder mit allen Mitteln, auch mit List und Blutvergießen verteidigt, ob dabei auch Unschuldige geopfert wurden. Jesus erwartete nicht, daß die Machthaber und Besitzenden sich durch seine Lehren von ihren überlieferten Bindungen lösen ließen. Ihm war vielmehr offenbar, daß eine Lösung von Bindungen unerkannter Sünde noch mehr Blut kosten werde als das des Täufers, daß dazu auch nicht genügte, Blut von Feinden, von „Schlechten“ oder „Minderwertigen“ nötigenfalls in Strömen zu vergießen.

Es war Jesus klar, daß die Regierenden und Reichen ihn als Störenfried und Umstürzler ansehen und, falls er sich nicht wehrte, töten würden, wenn er gegen sie wie der Täufer als Anwalt der Armen und der Gerechtigkeit Gottes auftrat, der will, daß jedes seiner Kinder sein täglich Brot hat. Er war entschlossen, so ohne Notwehr zu sterben. Aber er verhehlte sich nicht, daß er zugleich auch **die Verantwortung für das Leben derer trug, die er waffenlos in gleiche Gefahr führte.** Vor dem Aufbruch nach Jerusalem erklärte er seinen Mitarbeitern, was er für sich und sie erwartete, und stellte ihnen frei wegzugehen. Aber sie nahmen gar nicht ernst, was er voraussah. In treuherzigem überlieferten Gottvertrauen waren sie unerschüttert gewiß, Gott werde seinem Christus doch irgendwie den Sieg geben, wie er früher Moses, David und andere Fromme auch geschützt hätte. Sie sahen keine Sünde darin, für Jesu Verteidigung und für ihre eigene Verteidigung in Notwehr und auch für den Sieg des Christus Waffen zu ergreifen. Sie waren lange mit Jesus umgegangen, hatten seine Worte in den Bergen und sonst gehört und immer wieder zusammen mit ihm beraten, empfanden aber den Gedanken, feindliche Brüder zu töten, nicht als widergöttlich. So wenig hatte alles Lehren Jesu diese Männer, die willig von ihm lernten und treu seinen Weg gehen wollten, von ihren überlieferten Bindungen und unerkannter Sünde lösen können. Jesus erwartete nicht, daß bei denen, die ihn als Feind empfanden und erst recht fest in überlieferten Bindungen und unerkannter Sünde gefangen waren, seine Worte mehr vermöchten.

Um Blutvergießen zu vermeiden, ging Jesus nicht sofort nach der Ermordung des Täufers in die Hauptstadt, als die Scharen der erregten Osterpilger ihn mit Gewalt nach Jerusalem mitnehmen und zum König machen wollten. Er entwich vielmehr ins Ausland. Pfingsten hielt er sich ebenfalls von dem großen Tempelfeste fern. Auch zum Laubhüttenfest zog er nicht mit den Verwandten und anderen Pilgern aus Galiläa in die Hauptstadt, eilte vielmehr erst mehrere Tage später mit wenigen Begleitern auf kürzestem Wege durch Samaria nach Jerusalem und traf dort in der Mitte der Festwoche ein. Das aus dem ganzen Lande versammelte Volk trat bei diesem Feste so für ihn ein, daß die Tempelpolizei ihn nicht zu verhaften wagte. Jesu öffentliche gewaltfreie Auseinandersetzung mit der Regierung in diesen Tagen blieb auch im Hohen Rate nicht ganz ohne Wirkung: eine Gruppe von Ratsmitgliedern unter der Führung von Nikodemus verhinderte eine Beschlußfassung und ein Einschreiten gegen ihn.

In der nächsten Zeit mahnte Jesus in der Öffentlichkeit sowie bei Einladungen und, wo er sonst die Regierenden und Parteiführer traf, immer wieder, die Armen recht zu versorgen und Gottes anvertrautes Eigentum im Sinne des Besitzers gewissenhaft zu verwalten. Er suchte sie von ihrer Angst um Sicherung durch Besitz zu befreien und willig zu machen, die Ursachen des drohenden Aufstandes zu beseitigen, auf dessen Vorzeichen er warnend hinwies, bis man ihn zu steinigen suchte. Es gelang dem Einsatz Jesu und aller seiner Mitarbeiter für den Frieden nicht, den Aufstand völlig zu verhüten. Aber die galiläischen Freiheitskämpfer, die sich in die Hauptstadt einschlichen, fanden doch unter den vielen Tausenden von Armen der Hauptstadt und des Landes so wenig Widerhall, daß ihr Versuch von den wachsamen Römern rasch im Keime erstickt werden konnte. Und das Volk war nun so aufstandsmüde und so bereit, auf Jesu Friedensgedanken zu hören, daß er es wagen konnte, zum nächsten Feste mit den großen Pilgerscharen zu ziehen, ohne befürchten zu müssen, daß es gegen seinen Willen zu Gewalttaten käme (Luk. 14, 25). Er hatte sich der Not des Volkes angenommen und sein Vertrauen in größtem Maße gewonnen. Es folgte ihm. Er hatte es in der Hand.

Wie verhielt er sich nun zu den Regierenden? Als er zum Osterfeste zog, ließ er es in Jericho bereits bewußt geschehen, daß man ihn öffentlich Davids Sohn nannte. Seine Begleiter hielten es nicht für klug und suchten es zu verhindern (Luk. 18, 39) Sollte er sich so dicht vor der Hauptstadt in der Menge den Pilger

als der künftige König bezeichnen lassen? Was würden die Römer und der Hohe Rat denken und tun? Jesus aber wollte die Machthaber **nicht überlisten.** Sie sollten auch nicht fürchten, von ihm wieder wie von den Galiläern vor kurzem überrumpelt zu werden. Er war offen und lauter gegen sie. Er ließ sich dann in Bethanien auf dem Ölberg in aller Öffentlichkeit als König ausrufen und erwiderte auf Warnungen: „Wenn diese schwiegen, würden die Steine schreien" (Luk. 19, 40). Ohne alle Heimlichtuerei zog er als König in die Hauptstadt ein. Dieser Einzug aber geschah so, daß die Römer, die kurze Zeit vorher gegen die listigen galiläischen Freiheitskämpfer ohne Zögern losgeschlagen hatten, nicht gegen das Volk einschritten, das waffenlos offen diesen, auf einem Esel reitenden König einholte. Sie hatten auch keinen Anlaß zum Eingreifen. Der Hohe Rat war freilich machtlos und klagte: „Der ganze Pöbel läuft ihm nach" (Joh. 12, 19). Jesus war der wirkliche ungekrönte König. Seine Anordnungen im Tempel wurden ohne weiteres befolgt. Aber er setzte niemand ab oder fest, obwohl er die Macht dazu hatte, vertrieb auch niemand aus Palast oder Stellung, beschlagnahmte nichts und ließ erst recht kein Schwert ziehen. Die schlechten Regierenden waren und blieben seine Brüder, für die er ständig wie für sich selbst um den Geist des Vaters und die Heilighaltung des gemeinsamen Vaternamens betete. Er war auch für sie zum Retten gesandt und nicht zum Ausrotten des Unkrauts, das unausbleiblich Massenversündigung an unschuldigen Wehrlosen einschloß. Es gelang Jesus ein Meisterstück friedlicher, unblutiger, weiser und frommer Machtübernahme in einer politisch erregten und verwickelten Lage. Es wurde kein Schwert gezogen, weder von seinen Anhängern, noch von Römern oder Zeloten, von Dolchleuten oder Herodianern, Pharisäern oder anderen.

Jesus träumte jedoch nicht davon, daß sein Edelmut gegenüber den Regierenden und das ruhige Verhalten des von ihm geführten Volkes nun auch in Hannas, Kaiphas, Herodes, Herodias, Pilatus und anderen das Göttliche, die Mitgift des gemeinsamen Vaters, so wecken und stärken werde, daß man ihn nun ehrlich ernst nähme und höre. Er wußte, daß die alten Machthaber sich nicht so leicht von ihren alten Bindungen, von der Sorge um ihre Sicherung durch Besitz und Macht und von unerkannter Sünde lösen konnten. Sie sahen in seinem Verhalten nicht fromme Feindes- und Friedensliebe und Rücksicht auf das Los von Frauen und Kindern, sondern Schwäche, Unfähigkeit zu herrschen, Unsicherheit und Mangel an Entschluß- und Tatkraft. Diese betrügerischen Weinbergspächter waren mordbereit, wurden nur durch Angst vor dem Volke zurückgehalten und sannen auf Tücke (Matth. 21, 33—45; 23, 15 ff; 26, 3 ff). Sie scheuten Tücke und Töten nicht. Jesus wußte wohl, daß auch er zu diesen sündigen Mitteln greifen mußte, wenn er sein Leben schützen und andere Leben opfern wollte, die nicht so hochwertig waren wie das seine. Aber dieser Gedanke kam für ihn nicht in Frage.

Daß diese Mittel widergöttlich, teuflisch seien, erkannten sogar seine nächsten Mitarbeiter auch jetzt noch nicht. Sie waren noch immer sehr mangelhaft geeignete Friedensarbeiter. Ihr Wille, Jesus unbedingt folgen zu wollen, war freilich durchaus ehrlich und ernst. Was hatten sie nicht alles dafür geopfert! Jesus hatte sie dankbar seine rechten Brüder und seine Freunde genannt, die bei ihm ausgeharrt hatten. (Matth. 12, 49; Luk. 22, 28; Joh. 15, 15). Aber sie konnten sich von ihrer angelernten, überkommenen Gottes- und Christusvorstellung nicht lösen und erkannten darum Sünde nicht als Sünde. Sie hatten gegen Jesu Gebot verbreitet, er sei der Christus, und damit gefährliche Hoffnungen geweckt (Matth. 16, 20). Durch anmaßendes, herrisches Wesen trieben sie Menschen von Jesus fort, die für ihn waren (Luk. 9, 49, 50). Ganz besonders tief war Jesus darüber erschrocken, daß sie, durch eine Abweisung gekränkt, ein samaritisches Städtchen mit Frauen und Kindern durch Feuer vom Himmel vernichten wollten. Sie empfanden solche Versündigung an Erbfeinden überhaupt nicht als Versündigung am Geiste des Vaters (Luk. 9, 52—55). Sie lebten nicht in dem tiefen inneren Frieden Jesu, der in der innersten Einheit mit dem Vater und den Brüdern wurzelte, und wurden deshalb Feinden gegenüber bange und bitter. Sie konnten auch nicht einmal untereinander Frieden halten. Sie warteten auf Throne und stritten sich um die höchsten Stellungen in dem erhofften

neuen Reiche. Sie hielten sich für Große im Gottesreiche, die andere beherrschen könnten (Luk. 9, 49). Waren sie wirklich weiter als der Täufer? War die Saat Jesu in ihnen unerstickt zu der Frucht frommer Friedfertigkeit und Feindesliebe gereift, die Jesus suchte? Wie sollte Jesus mit solchen Helfern sein Reich verwirklichen? Bessere hatte er nicht.

Wenige Tage nach Jesu Ausrufung und Einholung als König stritten seine Mitarbeiter sich wieder um die höheren Würden und Befugnisse in dem ersehnten neuen Reiche. Da wusch er ihnen die Füße als Sinnbild dafür, daß sie alle noch gereinigt werden und Dienesinn lernen müßten, und sagte ihnen, er könne sich auf keinen von ihnen verlassen, aber er werde seinen Leib und sein Blut hingeben, um sie und andere von Sünde zu lösen. (Matth. 26, 28; Mark. 10, 45; 14, 24; Luk. 22, 20; 1. Kor. 11, 24.) Er war bereit, für diese Lösung den höchsten Preis zu zahlen.

Kurz darauf wurde er verhaftet. Dabei war seine Sorge, daß nur sein eigenes Blut, aber kein Tropfen fremden Blutes, weder das seiner Freunde, noch auch das der „Feinde" vergossen wurde. Petrus zog das Schwert. Es war Widerstand gegen die Staatsgewalt und zugleich Notwehr und Verteidigung, Verteidigung des Christus Gottes — also gerecht? Jesus sah in dem Schwerthieb einen Hieb gegen den Bruder und damit auch gegen den Christus Gottes. Er wehrte. Petrus war jetzt kein Lamm unter Wölfen; er war auch nicht lauter ohne Falsch wie eine Taube. Er war der zuverlässigste unter Jesu Freunden und schlich ihm nach, um zu sehen, wie es weiterging. Dann leugnete er ab, Jesu Freund zu sein, und schämte sich gleich darauf aufs tiefste dieser Schwäche. So sehr fehlte diesem Besten der tiefe fromme Friede Jesu, daß er einmal dreinschlug, dann wieder bange war. Was er jedoch jetzt von Jesu Art, betend zu leiden und zu sterben, miterlebte, bewirkte in ihm eine tiefe Veränderung. Unerkannte Schwäche, Irrwege und Sünden wurden ihm offenbar, zugleich aber auch bisher unerkannte Kräfte gotteskindlicher Frömmigkeit. Er wurde jetzt ein weit mehr geeigneter Friedensarbeiter. Anderen erging es ähnlich, daß das Blut Jesu sie von Furcht, Bitterkeit und sonstiger Wurzel des Blutvergießens, von Irrweg und aller Sünde reinigte und mit dem Frieden und der Liebe Jesu zu allen Brüdern füllte, wie sie in seinem Gebet am Kreuz für die Mörder zum Ausdruck kam. (1. Joh. 1, 7.)

3. Jesu Weiterwirken für den Frieden über seinen Tod hinaus

Jesus hatte die alten Regierungen nicht beseitigt und keine bessere staatliche Armenfürsorge, Besitzverteilung u. dgl. eingeführt. Aber es war nicht zum Bürgerkrieg und Eingreifen der Römer gekommen, und damit war vergrößerte Verarmung, Verschleppung in Sklaverei, vermehrtes Witwen-, Waisen- und Krüppelelend, vergrößerte Bettler- und Räuberplage usw. abgewehrt worden. Und als Ergebnis seiner nur kurzen öffentlichen Tätigkeit bestand eine Anhängerschaft, in der niemand Mangel litt. (Ap.-Gesch. 4, 32 ff.) Sie bestand vorwiegend aus Armen, setzte aber die Forderung des Täufers zur Selbsthilfe untereinander entschlossen in die Tat um. Sie wuchs, war lebenskräftig und nicht auszutilgen.

Ihre Führer Petrus und Johannes wurden bald verhaftet und erhielten **Redeverbot,** erklärten aber offen, sie würden **Gott mehr gehorchen und das Verbot übertreten.** Sie wurden zum zweiten Male verhaftet, mit dem Tode bedroht und ausgepeitscht. Jetzt handelten sie wirklich so, wie Jesus sie einst angewiesen hatte; sie widersetzten sich der ungerechten staatlichen Gewalt nicht mehr mit dem Schwerte und auch nicht mit Tücke und Bitterkeit. Sie flohen auch nicht. Sie waren jetzt friedfertig wie Lämmer, lauter wie Tauben und tapfer ohne Leidens-

scheu wie beste Soldaten oder sogar mehr. Nach der Auspeitschung gingen sie fort, „hocherfreut, daß sie gewürdigt worden waren, um des Namens Jesu willen zu leiden, und sie hörten nicht auf, täglich öffentlich auf den Tempelplätzen wie in den Häusern die gute Botschaft von dem Christus Jesus auszubreiten." (Ap.-Gesch. 5, 41, 42.) Gegen solche Helfer der Armen und Friedensarbeiter waren die Regierenden machtlos. Die Zahl der Jesusanhänger mehrte sich beträchtlich; auch aus priesterlichen Kreisen kam eine ganze Menge hinzu. (Ap.-Gesch. 6, 7.) Nach und nach gab der Hohe Rat den Kampf auf.

Zu Blutvergießen kam es nur einmal, als **Stephanus** durch seine besonders freien Anschauungen über das mosaische Gesetz und den Tempeldienst Anstoß erregte. Er starb wie Jesus, für seine Mörder betend, und wurde Saatkorn. So wirkte Jesus weiter.

Etwa 2 Jahrzehnte lang folgte kein neuer Aufstandsversuch auf den der Galiläer, den Jesus als den dritten erlebt hatte. Das ist um so bemerkenswerter, als es an Anlaß zu Unruhen in dieser Zeit durchaus nicht fehlte. **Pilatus** rief durch sein aufreizendes Verhalten in Samaria wieder Empörung hervor, ließ wieder rasch zuschlagen und hinrichten und wurde deshalb im Jahre 36 zur Verantwortung nach Rom befohlen und abgesetzt. Dann reizte der neue Kaiser **Gajus Caligula** die Juden aufs tiefste durch die Forderung, sein Bild solle im Tempel zu Jerusalem aufgestellt werden. Als die Juden Einspruch erhoben, befahl der Kaiser dem Legaten Petronius in Syrien, die Erfüllung seines Wunsches militärisch zu erzwingen. Dieser rückte mit zwei römischen Legionen und zahlreichen Hilfstruppen von Norden an die Grenze Galiläas. Dort aber sperrten Tausende jedes Alters und Geschlechtes den Truppen den Weg. Sie bedeckten das Land „wie eine Wolke" und erklärten dem Legaten: „Hast du es durchaus beschlossen, die Bildsäule im Heiligtum aufzustellen, so laß uns erst umbringen und dann handle, wie es dir beliebt. Denn so lange wir noch einen Atemzug zu tun haben, dürfen wir nicht zulassen, daß etwas gegen unser Gesetz geschieht." Auf die Antwort des Legaten, er müsse seines Kaisers Befehl ausführen, erwiderten sie: „Wir dürfen noch viel weniger der Vorschrift unseres Gesetzes zuwiderhandeln... Wir können nicht so niederträchtig sein, daß wir aus Todesfurcht Vorschriften übertreten, deren Befolgung Gott zur Bedingung unseres Glückes gemacht hat... Wir würden uns den Zorn Gottes zuziehen, der, wie du erkennen wirst, mächtiger als dein Kaiser ist." Petronius fragte sie, ob sie denn Krieg haben wollten. Sie entgegneten: „Keineswegs wollen wir Krieg führen, sondern wir wollen lieber sterben als unsere Gesetze übertreten."

Josephus berichtet: „Damit warfen sie sich zur Erde, boten ihren Nacken dar und erklärten sich bereit, augenblicklich den Tod zu erleiden. So taten sie 40 Tage lang und unterließen sogar, das Land zu bestellen, obwohl es hohe Zeit zur Aussaat war, indem sie fest bei ihrem Entschluß verharrten." (II, 18, 8.) Petronius ließ sich bewegen, an den Kaiser zu berichten. Als Antwort erhielt er sein Todesurteil. Aber während dieser kaiserliche Bescheid unterwegs war, wurde Caligula im Januar 41 ermordet.

Dieser unblutige Widerstand der Bevölkerung ist überraschend und erstaunlich, ganz besonders in Galiläa, wo das Volk vorher und auch später wieder oft schnell zu den Waffen griff. In den zeitgenössischen Berichten findet sich keine Andeutung, daß der Einfluß Jesu und seiner Friedensarbeiter hierbei eine Rolle gespielt habe, aber sie erwähnen überhaupt kaum etwas von Jesus und seinen Anhängern. Beachtenswert ist, daß wenige Jahre nach der Vertreibung der Apostel Jesu aus Palästina dort die blutigen Unruhen wieder aufzuflammen begannen.

Von 41 bis 44 war **Agrippa I** König von Palästina. Er hatte bis dahin in Rom das Leben eines leichten Weltmannes und verschuldeten Abenteurers geführt. Um seine Untertanen und besonders die Pharisäer zu gewinnen, begann er als

König betonte jüdische Frömmigkeit zur Schau zu tragen. Aus dem gleichen Grunde ging er auch gegen die Anhänger Jesu vor. Er ließ den **Apostel Jakobus** hinrichten. **Petrus** wurde verhaftet, entkam aber ins Ausland. Auch die anderen Apostel verließen Palästina. Man handelte entsprechend der Weisung Jesu: „Verfolgt man euch in einer Stadt, so flieht in eine andere!" Bewaffneter Widerstand der zahlreichen Anhängerschaft wurde nicht versucht.

Einige Jahre nach Agrippas frühem Tode brach unter der Führung von **Theudas** der erste Aufstand nach dem der Galiläer vor Jesu Tode wieder aus. Es mag im Jahre 47 gewesen sein. Bald folgten neue Unruhen. Sie steigerten sich mehr und mehr, bis im Jahre 66 das ganze Land im hellen Bürgerkriege stand und vier Jahre später Jerusalem erobert und zerstört wurde. Die Anhänger Jesu hielten sich von diesen Kämpfen um die Freiheit ihres Volkes fern.

Eine starke Judenschaft bestand in Rom. Ihre Ausweisung erfolgte bald nach dem Ausbruche des Aufstandes unter Theudas. Die Spannung zwischen Juden und Nichtjuden nahm zu. Da wurde im Jahre 49 **Seneca** der Ratgeber des Kaisers. Dieser Philosoph bemühte sich, seine Grundsätze von der Verwandtschaft aller Menschen, der Menschenfreundlichkeit und Milde auch in der Verwaltung des Reiches zwischen Juden und Nichtjuden zur Geltung zu bringen. Der Statthalter in Palästina, unter dem die Unruhen ausgebrochen waren, wurde abgesetzt und auf Wunsch des Hohenpriesters durch den Gatten der jüdischen Prinzessin Drusilla namens Felix ersetzt. Als dieser sich als Mißgriff erwies, mußte er dem verantwortungsbewußten Festus weichen. Seneca war ernst darauf bedacht, den Frieden zu erhalten und zu pflegen.

Solange er einer der einflußreichsten Männer in Rom war, etwa 10 Jahre lang, hatte das Reich eine Regierung, die die Ausbreitung des Geistes Jesu wohlwollend förderte. **Paulus** konnte in diesen Jahren im Gegensatz zu seinen früheren Erfahrungen ungestört wirken, zuerst von **Korinth,** wo Senecas Bruder **Gallio** als Statthalter ihn schützte, und später von **Ephesus** aus, wo höchste römische Beamte ihm wieder Schutz gewährten, konnte er rings um die ganze Ägäis eine lebenskräftige Christenheit schaffen, lehren, reisen, Mitarbeiter ausbilden und aussenden, grundlegende Schriften verfassen und verbreiten; alle großen Schriften von Paulus sind in diesen Jahren geschrieben. Jesus hatte niemals unter einer so guten Obrigkeit gelebt. Auf Seneca und Gallio paßten seine Worte nicht, daß die Herrscher die Völker vergewaltigen und sich dann noch Wohltäter nennen lassen. Es ist verständlich, daß Paulus schrieb: „Alle Obrigkeit untersteht Gott; aber unsere jetzt im Amt befindlichen obrigkeitlichen Männer sind gottgegeben."

Dann jedoch geriet der junge Kaiser **Nero** mehr und mehr unter anderen Einfluß. Er untergrub selbst die Achtung vor der Obrigkeit. In Palästina geschah dasselbe durch Felix und das hohepriesterliche Haus. Unruhen und Gesetzlosigkeit mehrten sich. Freiheitskampf und Meuchelmord wurden im jüdischen Volke erneut als fromme und völkische Taten gerühmt. Die Steuerzahlung an die Römer wurde als gottwidrig gebrandmarkt. Diese Gedanken breiteten sich auch in der starken Judenschaft der Reichshauptstadt Rom aus.

Paulus erkannte die Gefahr, die dem Frieden zwischen Juden und Nichtjuden wie auch der wohlwollenden Obrigkeit, der Gesetzesachtung und Menschlichkeit und der Ausbreitung des Geistes Jesu drohte. Er tat, was in seiner Kraft stand, um eine Schwächung oder gar den Sturz Senecas und seiner Freunde zu verhüten, dieser Obrigkeit vielmehr zu helfen und Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Er schrieb **an die Christengemeinde in Rom,** zu der Juden und Nichtjuden gehörten, und mahnte zu Einigkeit und Gesetzesachtung: „Ich bin Juden und Nichtjuden zu dienen verpflichtet (1, 14)... Hier ist kein Unterschied, alle sind Sünder (3, 9, 29)... Hier ist kein Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden. Sie haben alle denselben Herrn (10, 12)... Rächet euch selbst nicht! Überwindet das Böse mit Gutem! Jedermann sei voll Gesetzesachtung gegenüber den zuständigen obrigkeitlichen Personen. Alle Obrigkeit untersteht Gott; aber unsere jetzt im Amt befindlichen Männer sind

gottgegeben. Wer sich also der Obrigkeit widersetzt, lehnt sich gegen Gottes Ordnung auf. Solche Empörer ziehen sich selbst gerechte Strafe zu. Denn unsere Regierenden sind kein Schrecken für rechtschaffenes Tun, sondern für böses. Willst du dich nicht vor der Obrigkeit fürchten, so tue Gutes. Dann erntest du sogar Lob von ihr, denn sie ist Gottes Dienerin zu deinem Besten. Tust du aber Böses, so fürchte dich; denn sie trägt das Schwert nicht umsonst. Sie ist Gottes Dienerin, Vergelterin zum Vollzug des Strafgerichts an dem Übeltäter. Darum muß man Gesetzesachtung üben, und zwar nicht nur aus Furcht vor Strafe, sondern um des Gewissens willen. Deshalb entrichtet auch Steuern, denn unsere Regierenden sind Gottes Beamte, die dafür unablässig tätig sind. Gebt allen die gebührenden Steuern und Abgaben und auch die gebührende Achtung und Ehrfurcht. Bleibt niemand etwas schuldig, es sei denn gegenseitige Liebe... Alle anderen Gebote sind in dem einen zusammengefaßt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. Darum ist die Liebe die Erfüllung des Gesetzes" (12, 18 ff).

Ganz ähnlich mahnt der Brief, der unter dem Namen von **Petrus** überliefert ist, die Christen in Pontus, Galatien, Kappadozien, Asien und Bithynien: „Fügt euch um des Herrn willen in jede Ordnung, die zum Wohle der Menschen dient, gehorsam dem Kaiser als dem obersten Herrn wie den Statthaltern, die er sendet, um Verbrecher zu strafen, allen aber, die Gutes tun, Anerkennung zu spenden. Denn Gottes Wille ist, daß ihr durch gutes Verhalten törichte Verleumdungen unwissender Menschen zum Schweigen bringt als wahrhaft Freie, nicht als solche, die die Freiheit zum Deckmantel der Bosheit machen, sondern als Knechte Gottes. Erweist jedermann Ehre; habt Bruderliebe; fürchtet Gott und ehret den Kaiser. Ihr Sklaven gehorcht mit aller Ehrfurcht euren Herren, nicht nur den guten und milden, sondern auch den launischen; denn das gefällt Gott, wenn man ihm zuliebe unschuldig Leid auf sich nimmt. Denn was ist das für ein Ruhm, wenn ihr für Böses Schläge erhaltet. Habt ihr aber bei gutem Verhalten zu leiden und beweist ihr dabei Geduld, so ist das Gott gefällig. Dazu seid ihr berufen. Hat doch auch Christus zu eurem Heil gelitten und euch so ein Vorbild gelassen, daß ihr seinen Fußstapfen folgt. Er hat keine Sünde getan; in seinem Munde wurde auch kein Trug gefunden. Geschmäht, schmähte er nicht wieder. Leidend, drohte er nicht, stellte es vielmehr dem anheim, der es richtig wieder zurecht bringt. Er hat unsere Sünden getragen ans Kreuzesholz, damit wir, den Sünden abgestorben, der Gerechtigkeit leben. Sein blutiges Leiden ist euer Heil. Ihr waret irrenden Schafen gleich, kehrtet euch aber nun zum Hirten und Bischof eurer Seelen (2, 13 ff)... Vergeltet nicht Böses mit Bösem noch Schmähwort mit Schmähwort! Im Gegenteil: Segnet, denn dazu seid ihr berufen, damit ihr Segen ererbet" (3, 9).

Nachdem **Paulus** sein Schreiben nach Rom gesandt hatte, eilte er selbst trotz aller Warnungen dorthin, wo der Friede am stärksten bedroht war. In **Palästina** waren schon mehrere kriegerische Christusse aufgestanden und niedergeschlagen. Bei denen, die ihr Judentum immer schärfer betonten, war auch Paulus besonders verhaßt als Freund der Heiden, Friedensfreund und Versöhner. Er wurde in Jerusalem bald überfallen, dann von Felix zwei Jahre in Hoffnung auf Bestechung gefangengehalten und von Festus im Winter 60/61 nach Rom gesandt. Die Briefe an die **Epheser** und **Kolosser** betonen aufs stärkste, Gottes Plan und Wille sei es, daß aus Juden und Nichtjuden in Jesus eine Einheit werde, **„ein** Leib, **ein** Geist mit **einer** Hoffnung, **einem** Herrn, **einem** Glauben, **einer** Taufe, **einem** Gott und Vater über allen, durch alle und in allen". Es heißt von Jesus: „Er ist unser Friede" (Eph. 2, 14 ff; 4, 3 ff; Kol. 1, 23 ff; 3, 11). An **Timotheus** in Epesus und an **Titus** in Kreta ergehen die Anweisungen: „Ich verordne vor allem: Es sollen Bitten, Gebete, Fürbitten und Danksagungen für alle Menschen, für die Könige und alle obrigkeitlichen Personen dargebracht werden, damit wir in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit ein stilles und ruhiges Leben führen können. Das ist recht und gefällt Gott, unserm Retter. Er will, daß alle Menschen gerettet werden... Denn es ist ein Gott und Mittler zwischen Gott und den Menschen. Das ist der Mensch Jesus, der Christus, der sich zum Lösegeld für alle dahingab. Das sollte zur bestimmten Zeit bezeugt

werden; dazu bin ich zum Herold und Apostel bestellt" (1. Tim. 2, 1 ff) und: „Bringe den Leuten in Erinnerung, daß sie voll Gesetzesachtung gegenüber den obrigkeitlichen Personen sind, ihren Befehlen nachzukommen, zu jedem guten Tun bereit sind, niemand schmähen, sondern allen Menschen stets mit Sanftmut entgegenkommen. Auch ich war ja einst unverständig, Gott ungehorsam, verirrt, diente allerlei Trieben und Regungen, lebte in Bosheit und Neid, haßerfüllt und hassenswert. Aber dann ging mir die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes auf" (Tit. 3, 1 ff).

Inzwischen hatte **Nero** im Jahre 59 seine Mutter ermordet. Drei Jahre später ließ er seine Frau Octavia hinrichten. Im gleichen Jahre 62 wurde in Jerusalem der Bischof **Jakobus** auf Anstiften des Hohenpriesters gesteinigt. Palästina erhielt Statthalter, die es weit ärger als Pilatus trieben. Im Jahre 64 brannte Rom. Nero ließ die Christen verdächtigen und verfolgen. Petrus und Paulus wurden hingerichtet. Im nächsten Jahre wurde auch der fast 70jährige Seneca noch in den Tod geschickt. Nachdem so christliche und nichtchristliche Friedensstifter von ihren haßerfüllten Volksgenossen als Verräter gebrandmarkt und beseitigt waren, brach im Jahre 66 der **jüdische Krieg** aus, der wildeste Gesetzlosigkeit und Bürgerkrieg mit sich brachte und nach vier Jahren an Jerusalem erfüllte, was Jesus sorgend vorausgesehen und für eine Gnadenzeit möglicher Umkehr noch verhindert hatte. Inzwischen hatte im Jahre 68 Nero auf der Flucht Selbstmord begangen und seine drei Nachfolger Galba, Otho und Vitellius auch den Tod gefunden.

Der **1. Johannisbrief** sagt: „Unser Glaube ist weltüberwindender Sieg" (5, 4). Der Glaube des Verfassers ist: Jesus ist der Christus (2,22; 4, 2, 3; 5, 1, 5, 6) der Heiland der Welt, der Retter aller Völker (4, 14). Gott ist Liebe (4, 8, 16) und der Vater, wie Jesus ihn offenbarte (2, 22 ff; 3, 1). Es ist Sünde, wenn wir Brüder nicht mit der Tat und Wahrheit lieben (3, 18), sondern hassen und töten (3, 15; 4, 19). Wenn wir dann sagen, wir hätten keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit wohnt nicht in uns. Wenn wir aber unsere Sünden bekennen, so ist Gott treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und von aller Ungerechtigkeit reinigt. Wenn wir behaupten, nicht gesündigt zu haben, so machen wir ihn zum Lügner, und sein Wort wohnt nicht in uns (1, 8 ff). Es gibt Sünde, die zum Tode führt, und Sünde, die nicht zum Tode führt (5, 16, 17). Wir sollen nicht sein wie Kain, der ein Kind des Teufels war und seinen Bruder tötete (3, 10—22). Das Blut Jesu reinigt uns von jeder Sünde (1, 7), und dann haben wir Gemeinschaft mit dem Vater, mit Jesus und mit einander (1, 6, 7; 5, 20). Wir wissen, daß wir aus dem Tode zum Leben Gottes durchgedrungen sind, weil wir die Brüder lieben (3, 4).

Konnte dieser Glaube hoffen, die Welt Caligulas, Neros, des Hannashauses, der falschen Messiasse usw. zu überwinden? Gegen ihn stand ein anderer Glaube: Jesus ist nicht der Christus. Der rechte Christus befreit sein Volk und rottet die Bösen aus. Das Gute, das Recht, die Ordnung usw. kann in dieser Welt nur mit gepanzerter Faust verteidigt werden. Zu seinem Schutze das Schwert zu führen, ist keine Sünde, sondern Gottes Ordnung. Mit den Heiden, Gottlosen und sonstigen Bösen haben wir keine Gemeinschaft und dürfen sie nicht haben. Gott ist mit uns und läßt durch die Schlechten die Guten nicht knechten. Diesen Glauben hatten die Volksgenossen Jesu, die dem Weg des unkriegerischen Christus nicht trauten.

Welcher Glaube die Welt Neros usw. überwinden könne, war für viele eine ernste brennende Frage. Der 1. Johannisbrief berichtet: „Es sind schon Widerchristen in großer Zahl da. Sie sind aus unserer Mitte hervorgegangen, haben aber nicht wirklich zu uns gehört. Denn hätten sie uns angehört, so wären sie bei uns geblieben" (2, 18, 19). Auch alle Apostel Jesu, Petrus, Johannes, Paulus und die anderen ohne Ausnahme, hatten den Glauben an den kriegerischen Retter und an die Überwindung böser Machthaber und Heiden durch blutige Hilfe Gottes geteilt

und nicht als Sünde gegen den Geist des Vaters und des Christus und gegen die Brüder erkannt, bis Blut und Geist Jesu sie reinigte (1. Joh. 1, 7; 5, 6 ff).

Jesu Volksgenossen, die in ihrem alten Glauben den Friedenschristus ablehnten, der keinen Tropfen fremden Blutes, aber sein eigenes opferte, um die Seinen von unerkannter Sünde zu lösen, stürzten sich und ihr Volk tief in Sünde und Verderben. Was wäre aus den Christen geworden, wenn sie in gleichem Glauben die böse Welt zu überwinden versucht und gegen Nero oder andere gottvertrauend zum Schwert gegriffen hätten? Aber dieser Glaube wird in keiner Schrift des Neuen Testamentes geteilt. In den Männern, die in ihnen sprechen, lebt und wirkt Jesus weiter als rechter Sohn des Vaters aller Menschen, als der Welt Heiland.

Die Gedanken und Ereignisse in den beiden ersten Abschnitten dieses Heftes werden ausführlicher dargestellt in dem Buche des gleichen Verfassers **„Jesus im politischen Zeitgeschehen“**, das in Kürze erscheinen soll.

Von demselben Verfasser sind erschienen: „Gewissen und Kriegsdienst“, „Kann der Christ zur Waffe greifen?“ und „Schutz den Wehrlosen — aber nicht mit Krieg“ (je 40 Stück 1 DM) und „Europäische Provinz Deutschland“ (12 Seiten, Preis 30 Dpf.).

Diese Schriften sind ebenso wie das vorliegende Heft (Preis 50 Dpf.) zu beziehen vom **Freundschaftsheim,** (20) Bückeburg, Postfach. Girokonto Sparkasse Bückeburg Nr. 3929 Freundschaftsheim; Postscheckkonto Hannover Nr. 116117 Heinrich Schaper, Petzen 43 über Bückeburg.

GANDHIS FREIWILLIGE

ERFAHRUNGEN IN INDIEN

Von

Wilhelm Mensching

INHALTSVERZEICHNIS: Seite

1. *Die Kolonie im Aufruhr* 1
2. *Der erste Hartal* 2
3. *Gandhis „himalayamäßiger Irrtum“* . . . 4
4. *Ausbildung und Dienst der Friedensfreiwilligen* 6
5. *Nach der indischen Lehrzeit* 10

GANDHIS FREIWILLIGE

ERFAHRUNGEN IN INDIEN

1. Die Kolonie im Aufruhr

Im ersten Weltkriege hatte Großbritannien seine größte Kolonie Indien um tatkräftige Hilfe ersucht und ihr dafür weitgehende Selbstregierung in Aussicht gestellt. Indien hatte auch Armeen gegen die Türken und gegen die Deutschen gesandt und sonst bereitwillig geholfen. Als jedoch der Krieg zu Ende war, erließ die britisch-indische Regierung das Rowlatt-Gesetz, das die kriegsbedingten Beschränkungen bürgerlicher Freiheit verlängerte und die Beamten ermächtigte, politisch unbequeme Inder ohne Geschworenengerichte ihrer Freiheit zu berauben und abzuurteilen. Indien fühlte sich bitter betrogen. Überall las man an den Mauern „Swaraj!", d. h. „Selbstregierung!" Indien wurde so unruhig, daß manche Weiße eine Wiederholung des großen Aufstandes von 1857/58 befürchteten.

Die Stellung der Weißen hatte in Indien wie in anderen Kolonien aus zwei Gründen eine wesentliche Erschütterung erfahren:

1.) Im ersten Weltkriege hatten viele Farbige gelernt, auf Weiße zu schießen, und ihre Achtung vor ihnen verloren. Gandhi schrieb: „Der Krieg hat deutlicher als sonst die satanische Natur der Zivilisation erwiesen, von der Europa sich heute beherrschen läßt. Jedes Sittengesetz ist von den Siegern im Namen der Gerechtigkeit gebrochen worden. Keine Lüge war zu schlecht, um angewandt zu werden. Der Beweggrund dieser Verbrechen ist grob materiell."

Die Kolonialherrschaft der Weißen war in ihren Grundlagen erschüttert; das Ende dieses Imperialismus war angebrochen, freilich ohne daß die meisten Weißen es damals erkannten. Auch das indische Volk war nicht mehr so „untertänig" wie früher. Hin und her kam es zu blutigen Unruhen. Die britischen Truppen waren ständig unterwegs. Englische Bekannte erklärten uns, sobald der erste Kanonenschuß in ihrer Stadt falle, sei es ein Zeichen, daß auch sie bedroht wären, und daß wir Deutschen, Österreicher und Ungarn das Fort, in dem wir interniert waren, räumen müßten, damit die englischen Familien dort Schutz suchen könnten.

2.) Die kommunistische Revolution in Rußland erhöhte die Erregung in Indien. Tilak, der Führer der indischen Freiheitsbewegung, knüpfte alsbald Verbindungen zu Moskau an; er hatte bereits sechs Jahre in Haft verbracht. Und die rund 200 Millionen unvorstellbar armer Kulis in Indien waren für die Botschaft des Kommunismus nicht weniger offen als die Massen ihrer Leidensgefährten in China, wo freilich damals Sun Yat Sen noch auf Verständnis und Hilfe des

Westens hoffte und den Kommunismus ablehnte. In Indien wurden kommunistische Agenten aus Jugoslawien, Frankreich, Dänemark und anderen Ländern festgenommen und ebenso wie der Sowjetbotschafter aus einem Nachbarlande und seine deutschsprechende Frau, die in Berlin und Wien studiert hatte, in unser Lager gebracht.

In dieser Lage hoffte die Kolonialregierung in Indien ihre Herrschaft durch Maßnahmen wie das Rowlatt-Gesetz zu sichern; und viele Weiße hielten es für geraten, durch Abschreckung Ordnung und Frieden zu wahren. In Amritsar versammelten sich im Frühling 1919 mehrere Tausend unbewaffnete Inder, darunter viele Frauen und Kinder, auf einem öffentlichen Platze zu einem religiösen Feste. Das Versammlungsverbot, das der dortige neue Befehlshaber General Dyer am Tage zuvor erlassen hatte, war noch kaum bekannt geworden. Der General aber ließ, sobald er von der Versammlung erfuhr, die Ausgänge des Platzes durch seine Truppen besetzen und ohne Warnung auf die Menge schießen, „bis - wie sein Bericht sagte - der Munitionsvorrat erschöpft war." Dabei wurden nach amtlicher Darstellung 379 Inder getötet und mindestens 1 200 verwundet. Und dann befahl General Dyer, daß die Inder auf den Straßen ihrer Stadt auf allen Vieren kriechen mußten. So konnte der weiße Herr in den Kolonien bis dahin mit den Farbigen verfahren. General Drake-Brockmans in Delhi billigte Dyers Verhalten mit der Begründung „Gewalt ist das Einzige, wovor der Asiate wirklich Respekt hat." Und nicht wenige Briten in Indien sandten Dankschreiben an General Dyer und zeichneten Spenden für eine große Ehrengabe, die ihm überreicht wurde.

Unter den Indern jedoch lösten solche Geschehnisse tiefste Empörung aus. Rabindranath Tagore gab seinen englischen Adelstitel zurück. Dasselbe tat Gandhi mit den hohen Auszeichnungen, die ihm in Anerkennung der Dienste verliehen waren, die er in Südafrika im Burenkriege und sonst durch seine Sanitätstruppe geleistet hatte. Bis dahin „ein treuer Bürger" und Verehrer des britischen Empire trotz aller seiner Mängel, wurde Gandhi jetzt, enttäuscht durch „das finstere Rowlatt-Gesetz und die Weigerung der Regierung, die geforderte elementarste Wiedergutmachung für erwiesenes Unrecht zu leisten", ein „Rebell".

2. Der erste Hartal

Der allindische Kongreß forderte Gandhi auf, die Führung des Freiheitskampfes zu übernehmen. Er rief das Volk zu einem Hartal auf, d. h. zu einem Tage, an dem es der Regierung durch einen großen Streik die Verweigerung des Gehorsams und der Mitarbeit ankündigen sollte, zugleich aber sich durch Einkehr, Buße und Gebet innerlich für den Kampf rüste. Er schrieb: „Die Völker des Westens würden nicht daran denken, in einem solchen Kampfe, wie wir ihn

führen, die Hilfe der Vorsehung zu suchen. Sie würden sich vielmehr in vollkommen materieller Weise rüsten.“ Für Gandhi aber war die religiöse Rüstung, die Buße oder Sinnesänderung das Entscheidende. Er rief in dreifacher Beziehung zu Buße, Sinnesänderung und Bruderschaft auf:

1. Gegenüber den sogenannten „Unberührbaren“: „Es ist eine Offenbarung der ewigen Gerechtigkeit, daß die Inder die Paria des britischen Weltreiches geworden sind. Die Inder sollten zuerst ihre eigenen Hände von dem Blut reinigen, mit dem sie befleckt sind. Die Unberührbarkeit ist Indiens Schande. In Südafrika, Ostafrika, Kanada, überall werden die Inder jetzt als Paria behandelt. Selbstregierung ist unmöglich, solange es Paria gibt. Indien ist schuldig. England hat nichts getan, was mehr verächtlich wäre. Erste Pflicht ist, die Schwachen zu schützen und keinem menschlichen Wesen Leid zu bereiten. Wir sind nicht besser als wilde Tiere, solange wir nicht von dieser Sünde gereinigt sind“. Gandhi nahm ein kleines „unberührbares“ Kind als Tochter in seine Familie auf, - zum Entsetzen nächster Angehöriger, die ihn darauf hinwiesen, daß ihre Religion, der Hinduismus, einen solchen Bruch der Kastenregeln für Sünde erkläre. Gandhi erwiderte darauf, solche Religion sei Frömmelei; wahre Frömmigkeit verbinde den Menschen mit Gott und dadurch mit Gottes Kindern, das heißt mit allen Menschen. Religion, die die Menschen trenne, sei Frömmelei.

2.) Zwischen Hindus und Muslim. Seit mehr als tausend Jahren hatten Hindus und Muslim sich immer wieder blutig bekämpft. Gandhi wandte auch auf diese Religionsgemeinschaften den Grundsatz an: Wahre Frömmigkeit verbindet mit Gott und damit mit allen Mitmenschen, Gottes Kindern, welcher Religionsgemeinschaft sie auch angehören mögen. Religion, die dich von deinen Mitmenschen trennt, trennt dich damit auch von Gott. Sie ist nicht Frömmigkeit, sondern Frömmelei.

3.) Gegenüber den Weißen, die herrschen wollten! Bruderschaft auch im Kampf! Gandhi schrieb: „Wenn unser Kampf ein wahrhaft geistiger Kampf sein soll, und wenn er uns zu einem sicheren Siege führen soll, dann müssen wir ganz klar und bewußt die alte Auffassung vom Kampf als einem Streit zwischen Feind und Feind aufgeben . . . Solange wir Gott als gemeinsamen Vater über uns anerkennen, kann die Theorie einer Feindschaft unter den Menschen nicht bestehen. . . All unsere Bildung sollten wir vorläufig auf den Schutthaufen werfen und erst einmal alle Kräfte anstrengen, um zu lernen, daß Gegensatz der Interessen, wie scharf er auch sei, daß Feindschaft der Ansichten, wie tief sie auch gehe, nur dunkle Wolken sind, die die Tatsache wahrer Einheit nur vorübergehend verdecken können. Die eine Bedingung des höheren Sieges aus den Händen Gottes ist die, daß wir, die wir diesen Kampf aufgenommen haben,

nie vergessen, daß unsere Feinde keine Feinde sind, sondern Brüder, die ebenso wie wir Gott angehören."

Alle Weißen, mit denen ich in jener Anfangszeit der Gandhibewegung in Indien sprach, Engländer, Amerikaner, Deutsche und andere, alle waren der Meinung, daß diese Gedanken und Ziele Gandhis zu hoch, zu erhaben, oder auch zu „verstiegen" seien, als daß das Volk, zumal die hungernden, vernachlässigten Massen Indiens sie verstehen könnten. Die Engländer dachten zumeist, sie würden mit einem solchen Phantasten, Utopisten und Schwärmer sehr bald fertig werden. Und was geschah?

Ich ging an jenem ersten von Gandhi für ganz Indien ausgerufenen Hartal, am 6. April 1919, durch die Straßen einer indischen Stadt. Gegen den Willen der Regierung ruhten Verkehr und Arbeit. Die Geschäfte waren geschlossen. Banken, Schulen und Gerichte wurden nicht besucht. Durch die Straßen zog schwerbewaffnetes Militär, fast herausfordernd, provozierend. Aber die Inder ließen sich nicht provozieren. Sie saßen vor ihren Häusern in Festtagskleidung, manche mit Blumenketten geschmückt. Die Gegensätze zwischen den Religionen, Rassen, Kasten und Kastenlosen schienen überwunden zu sein. Man lächelte einander zu, mancher auch den britischen Soldaten. „Der Hartal war ein ungeheurer Erfolg", schrieb der amerikanische Journalist Louis Fischer. Für mich war er wie für viele Weise und Inder eine nicht erwartete, tief eindrucksvolle Erfahrung, die mich zwang, über das Wesen von Buße, Beten und vieles andere tiefer nachzudenken und die weitere Entwicklung der Gandhibewegung aufmerksam zu verfolgen. Britisch-Indien entsprach an Ausdehnung und Bevölkerungzahl ungefähr Gesamteuropa außer Rußland. Ich fragte mich: Wäre es denkbar, daß ein solcher Tag der geschlossenen Einheit und der Einkehr im gesamten außerrussischen Europa über alle Grenzen der Religionen, Sprachen und Klassen hinweg begangen würde? Welche Kräfte sind hier in Indien am Werke?

3. Gandhis „himalayamäßiger Irrtum"

In einigen großen Städten Indiens kam es allerdings am Hartaltage zu Gewalttätigkeiten. Engländer wurden angegriffen und Gebäude in Brand gesteckt. Wenn es in einer Zeit ähnlicher politischer Erregung in ganz Europa etwa nur in Barcelona, Palermo, Marseille, Lille, Brüssel, Glasgow, Essen, Chemnitz, Warschau, Budapest und Saloniki zu Ausschreitungen käme, so wäre das geringe Ausmaß der Unruhen verwunderlich. Gandhi aber erklärte auf die Nachricht von den Gewalttätigkeiten hin, er habe einen „himalayamäßigen Irrtum" sich zuschulden kommen lassen, er habe ein Volk in einen Kampf geführt, ohne daß es dafür genügend vorbereitet gewesen sei, er trage die Verantwortung für die Ausschreitungen, die geschehen

seien, und er begann zu fasten. Seine Gegner, namentlich Weiße, lachten über ihn. Viele seiner Freunde und Anhänger tadelten ihn, er dürfe die machtvolle Begeisterung für den Freiheitskampf nicht lähmen wegen einiger Zwischenfälle, die bei der Erhebung eines ganzen großen Volkes unvermeidlich und auch unerheblich seien. Er jedoch achtete mit höchster Sorgfalt darauf, daß der Kampf, dessen Leitung ihm übertragen war, nicht ausartete. Er hatte einen Feldzug „zivilen Ungehorsams“ gegen die Regierung eröffnet und bestand darauf, daß der Ungehorsam wirklich „zivil“, das heißt nicht nur „unmilitärisch“, sondern „gesittet“ und „höflich“ sein müsse. Er war überzeugt, daß „nur das gehorsamste Kind das Recht hat, wenn nötig, den Eltern einmal den Gehorsam zu versagen“. Durch das Eingeständnis seines Irrtums und sein Fasten brachte er nicht nur seine führenden Freunde in den verschiedenen Volksgruppen, sondern auch die Massen zur Besinnung und bewahrte sie davor, unmerklich in mehr und mehr Gewalttätigkeit abzugleiten.

Er legte größten Nachdruck auf die Ausbildung von „Satyagrahis“, d. h. von Freiwilligen, die seine Kampfesweise Satyagraha anwandten. Gandhi schrieb: „Mein Eingeständnis hatte die Wirkung, daß ich nicht wenig verlacht wurde. Aber ich habe nie bedauert, es gemacht zu haben. . . Bevor man für die Ausübung zivilen Ungehorsams geeignet ist, muß man den Gesetzen des Staates willigen und ehrerbietigen Gehorsam erwiesen haben. Meistens gehorcht man solchen Gesetzen nur aus Furcht vor Strafe für ihre Übertretung. Das ist besonders der Fall mit den Gesetzen, die sich nicht mit sittlichen Grundsätzen befassen. Ein ehrenhafter und angesehener Mann wird z. B. nicht plötzlich stehlen, ob es nun ein Gesetz gegen den Diebstahl gibt oder nicht. Aber derselbe Mann macht sich vielleicht keine Gewissensbisse darüber, wenn er das Gesetz übertritt, das vorschreibt, daß ein Fahrrad nach Einbruch der Dunkelheit beleuchtet sein muß. Es ist sogar zweifelhaft, ob er einen Hinweis, er müsse in dieser Beziehung sorgsamer sein, freundlich hinnimmt. Eine Verpflichtung dieser Art würde er aber schon deshalb beachten, um sich nicht der Unannehmlichkeit auszusetzen, für die Übertretung einer Verordnung bestraft zu werden. Solche Gesetzesbefolgung ist aber nicht der willige und aus freien Stücken erfolgende Gehorsam, der von einem Satyagrahi gefordert wird. Ein Satyagrahi gehorcht den Gesetzen der Gesellschaft voll Verständnis und aus eigenem freien Willen, weil er es für eine heilige Pflicht hält. Nur wenn jemand den Gesetzen der Gesellschaft gewissenhaft gehorcht hat, ist er in der Lage, zu beurteilen, welche besonderen Vorschriften gut und gerecht und welche ungerecht und verrucht sind. Nur dann gewinnt er das Recht zu zivilem Ungehorsam gegenüber bestimmten Gesetzen unter genau bezeichneten Umständen. Mein Irrtum lag darin, daß diese notwendige Beschränkung nicht beachtet war. Ich hatte

die Leute zu zivilem Ungehorsam aufgerufen, bevor sie sich dazu so befähigt hatten, und dieser Irrtum erschien mir von himalayamäßiger Größe . . . Ich begriff, daß ein Volk nicht fähig ist zu zivilem Ungehorsam, wenn es nicht verstanden hat, was damit tiefer zusammenhängt. Unter diesen Umständen war es vor der Wiedereröffnung zivilen Ungehorsams im Massenausmaß nötig, eine Schar gut ausgebildeter, herzensreiner Freiwilliger zu schaffen, die die unerläßlichen Bedingungen von Satyagraha gründlich verstanden. Dann könnten sie diese dem Volke erklären, und es in nimmermüder Wachsamkeit auf dem rechten Weg bewahren . . . Ich begann ein Korps von Satyagraha-Freiwilligen aufzustellen und mit seiner Hilfe das Volk in Bezug auf die Bedeutung und den inneren Sinn von Satyagraha zu erziehen, hauptsächlich durch Schriften erzieherischer Art über diesen Gegenstand. Aber während diese Arbeit getan wurde, konnte ich feststellen, daß es eine schwierige Aufgabe war, das Volk für die friedliche Seite von Satyagraha zu interessieren. Freiwillige stellten sich nicht in großer Zahl und diejenigen, die sich meldeten, stellten sich nicht für einen regelrechten ordentlichen Ausbildungslehrgang zur Verfügung. Mit der Zeit nahm die Zahl der Neueintretenden sogar mehr und mehr ab anstatt zu. Ich wurde mir darüber klar, daß die Ausbildung in zivilem Ungehorsam nicht so schnell ging, wie ich zuerst erwartet hatte."

4. Ausbildung und Dienst der Friedensfreiwilligen

Die Freiwilligen legten folgende Gelübde ab:

1.) Ein Satyagrahi duldet keinen Zorn in sich.

2.) Er erduldet den Zorn des Gegners.

3.) Er vergilt niemals etwaige Beleidigung oder Mißhandlungen durch seinen Gegner, unterwirft sich aber auch nicht aus Furcht vor Strafe oder dergleichen einem im Zorn erteilten Befehle.

4.) Ein Satyagrahi, den eine bevollmächtige Behörde verhaften will, unterwirft sich freiwillig der Verhaftung. Er widersetzt sich auch nicht der Beschlagnahme oder etwaigen Entfernung seines eigenen Besitzes, wenn sie durch die bevollmächtigten Behörden verfügt wird.

5.) Anvertrautes fremdes Gut aber gibt ein Satyagrahi nicht heraus, selbst wenn er bei der Verteidigung dieses Gutes sein Leben verlieren sollte. Er übt jedoch auch in diesem Falle niemals Vergeltung.

6.) Dies Nichtvergelten schließt auch Verwünschen und Fluchen aus.

7.) Ein Satyagrahi beleidigt darum niemals seinen Gegner und er beteiligt sich deshalb auch nicht an vielen neugeprägten Kampfrufen, die dem Geiste der Gewaltlosigkeit widersprechen.

8.) Ein Satyagrahi grüßt die britische Flagge nicht, aber er beleidigt sie auch nicht, ebensowenig wie einen Beamten der Regierung, er sei Engländer oder Inder.

9.) Wenn irgend jemand im Kampf einen Beamten beleidigt oder einen tätlichen Angriff auf ihn zuläßt, so schützt der Satyagrahi den Beamten gegen die Beleidigung und gegen den Angriff, selbst mit Einsatz seines Lebens.

Mancherlei Aufgaben warteten auf Gandhis Freiwillige. Ein indischer Bekannter gab uns die folgenden drei Erlebnisberichte, die den Dienst eines Satyagrahi veranschaulichen können:

1. Der Kampf für die vernachlässigte Landbevölkerung

Mehr als drei Viertel aller Inder wohnen in den Dörfern. Überwiegend sind es die Familien sehr armer Pachtbauern, deren Dasein immer wieder durch Mißernten, Seuchen, Wucher und Hilflosigkeit gefährdet ist. Aus diesen besonders vernachlässigten, unterentwickelten Massen kamen oft Hilferufe an Gandhi. Er suchte zu helfen durch seine große Khaddi- oder Spinnbewegung, die die ausländischen Webwaren durch einheimische ersetzte und so den Kleinbauernfamilien einen Nebenverdienst durch Heimarbeit verschaffte. Durch einen dringend nötigen Gesundheitsdienst in den Dörfern, durch den Aufbau eines Schulwesens, das den Bedürfnissen dieser Bevölkerung angepaßt war, und durch andere Maßnahmen half er vielen Mißständen ab. Es entstanden zahlreiche Ashrams, d. h. Ausbildungsstätten, die Freiwillige für solche Dienste vorbereiteten. Daneben aber stellten sich häufig noch besondere Notlagen ein. So wurde unser Bekannter z. B. einmal mit anderen Satyagrahi in einen Bezirk gesandt, dessen Einwohner Gandhi klagten, sie könnten unmöglich die Abgaben, Pachten und Steuern aufbringen, und ihn fragten, was sie tun sollten. Nach eingehenden Untersuchungen der Verhältnisse und langen, aber schließlich ergebnislosen Verhandlungen mit der Regierung wegen Steuererlaß, erklärte Gandhi sich bereit, die Leitung einer Steuerverweigerung in diesem Bezirk zu übernehmen, wenn alle Einwohner, Reiche wie Arme, Hindus, Muslim und Unberührbare sich eidlich verpflichten würden, seine Anweisungen unbedingt zu befolgen. Diese Bedingung wurde erfüllt und der Regierung die Steuerverweigerung angekündigt. Nun mußten die Satyagrahi die Bevölkerung anleiten, wie sie sich bei der Beschlagnahme ihres Eigentums verhalten sollten. Gandhi ließ ihnen sagen: Die Pfändungsbeamten und Polizisten, die zu euch kommen werden, erfüllen damit ihre Pflicht, die sie den Behörden gegenüber übernommen haben, als sie sich anstellen ließen. Ihr dürft sie in der Ausführung ihres Dienstes nicht behindern, beschimpfen oder bedrohen, sondern nur achten und unterstützen. Ihr müßt sie euch zu Freunden machen. Wenn sie euer Vieh wegtreiben, so helft ihnen dabei, damit die Tiere gut versorgt und betreut werden. Wenn sie

eure Geräte und Haushaltssachen aufladen, so helft ihnen, daß alles sorgfältig und gut behandelt wird. Wenn dann aber Versteigerungen angesetzt werden, darf niemand bieten oder kaufen." Diese Anweisungen Gandhis wurden von der durch die Satyagrahi beratenen Bevölkerung tatsächlich beachtet; und die Folge war, daß die Regierung den beschlagnahmten Besitz schließlich zurückgab und auf die Steuern verzichtete.

2. Der Kampf für die „Unberührbaren"

Die vielen Zehnmillionen „Unberührbare" waren bis auf wenige Ausnahmen erst recht eine unterentwickelte, vernachlässigte und aller Entwicklungsmöglichkeit beraubte Masse. Seit Jahrtausenden waren sie niedergehalten - vornehmlich durch starre Kreise der Priesterschaft und ihre Gläubigen, die ihre Vorurteile und eigenen Vorrechte als „heilige Ordnungen der Götter und Väter" hegten und pflegten und gegen viele indische Reformer, von Buddha bis Tagore, und gegen Einflüsse, die von außen, vom Islam, vom Christentum und aus dem neuzeitlichen Westen kamen, erstaunlich erfolgreich verteidigt hatten. Gandhi mühte sich unermüdlich um die Überwindung jener fest eingewurzelten und zählebigen Glaubenssätze und Unsitten und um Achtung und Entwicklungsmöglichkeit für die, die er nicht „Unberührbare", sondern „Harijan", d. h. Menschen Gottes nannte.

Eine Gruppe seiner Anhänger, darunter auch unser Bekannter, führten eines Tages einige Harijan zu einem Tempelbezirk. Die Priester verwehrten den „Unberührbaren" das Betreten des „heiligen Bodens". Sie versuchten, sie durch Schläge zu vertreiben und riefen, „zum Schutze ihres Eigentums", die Polizei herbei. Die Gandhianhänger umringten die Harijan, um sie zu schützen und ließen, mit gefalteten Händen dastehend, sich selbst schlagen. Sie erklärten den Priestern und dem Volk, das sich herzugefunden hatte, wenn der Tempel wirklich ein heiliger Ort sei, wo man Gott begegne, dann könne man seinen Kindern, in denen er lebe und die darum auch sein Wohnsitz und Tempel seien, den Zutritt doch nicht versagen. Dabei gingen sie weiter und weiter vor, bis die Spitzen der Seitengewehre, die die Polizei aufgepflanzt hatte, ihre Brust berührten. In Wechselrede über die Aussagen engherziger und weitherziger frommer Hindus über die „Unberührbarkeit" standen sie so einander gegenüber, bis nach Stunden die Polizei abgelöst wurde und auch die Gandhileute sich ablösen ließen. Zwei Runden jeden Tag und zwei Runden jede Nacht lösten einander ab, nicht nur wochenlang, sondern Monate hindurch, während ringsum in Gesprächen, in Versammlungen und Zeitungen erörtert wurde, ob „Unberührbarkeit" mit wahrer Frömmigkeit vereinbar sei. In Tempelbezirken finden sich oft Teiche für rituelle Waschungen. Sie schwellen durch Regen manchmal stark an. Als die Regenzeit einsetzte,

standen jene Gandhileute oft im Wasser, gelegentlich bis zur Brust, während die Polizisten in Kähnen saßen. Endlich nach sechs Monaten gaben die Priester unter dem Eindruck der öffentlichen Meinung und der Kampfesweise der Gandhileute nach. „Und wir umarmten sie als Brüder“, sagte der Satyagrahi, der uns berichtete.

3. Der Kampf für die Freiheit

Im November 1921 reiste der britische Thronfolger, der Prince of Wales, nach Indien. Gandhi sandte ihm einen Brief, in dem es unter anderem hieß, wenn er wirklich komme, um das indische Volk zu besuchen, wenn er in die Hütten gehe, um zu sehen, in welcher Armut das Volk lebe, dann sei er sehr willkommen, da er aber von einer Regierung eingeladen sei, die dem Volke fremd sei und nur Paraden, Bankette, Feuerwerk und Feiern erleben werde, die für das Volk Verschwendung bedeuteten, bäte er den Prinzen, von einem solchen Besuch abzusehen; dieser Brief sei nicht aus Abneigung gegen den Prinzen geschrieben, sondern aus Achtung vor ihm und aus dem Wunsche, das rechte Verstehen zwischen dem indischen Volke und ihm zu fördern. Plakate ähnlichen Inhalts wurden vor der Landung des Prinzen am 17. November in Bombay von Gandhianhängern an die Mauern geklebt. Während das geschah, berichteten einige Satyagrahi sehr erregt, die Polizei reiße die Plakate wieder ab. Gandhi fragte sie, ob sie deswegen die Polizisten gescholten hätten. Beschämt gestanden sie, daß sie ihr Gelübde gebrochen hätten, und fragten, wie sie diese Verfehlung büßen sollten. Gandhi erwiderte: „Bittet die Polizisten um Verzeihung und helft ihnen, ihre Pflicht zu tun und Plakate zu entfernen!“ Bald darauf konnte man in Bombay hier und da einen Polizisten in Begleitung eines Satyagrahi sehen, der eine Leiter trug und sie wieder und wieder an die Mauer stellte und festhielt, damit der Polizist hinaufsteigen und ein Plakat abreißen konnte. Daneben aber waren zwei oder mehr Gandhileute, die ihr Gelübde nicht gebrochen hatten, eifrig beschäftigt, neue Plakate anzukleben.

Diese Art Zusammenarbeit wirkte erheiternd und entspannend und war eine Vorbereitung dafür, daß Inder, die im damaligen Kampfe auf gegnerischen Seiten standen, später wieder in Einigkeit zusammenarbeiten konnten. Als der Prinz durch Bombay fuhr, waren die Straßen leer.

In den folgenden Tagen gab es wieder blutige Zusammenstöße zwischen dem erregten Volke und der Polizei oder dem Militär. Durch Fasten brachte Gandhi die Massen erneut zur Besinnung. Der Freiheitskampf wurde schärfer und schärfer. In bestimmten Bezirken setzte planmäßig die Steuerverweigerung ein. Dann wurden am 5. Februar 1922 in Chauri Chaura, nachdem auf eine Demonstration geschossen worden war, 22 Polizisten umgebracht.

Gandhi brach daraufhin den ganzen Feldzug entschlossen ab. Viele seiner nächsten Mitarbeiter widersetzten sich diesem Schritt. Gandhi aber gab nicht nach. Er erklärte, es nütze nichts, den Tiger zu vertreiben, wenn man selbst zum Tiger werde. Das Vertrauen zu seiner Kampfesweise aber wurde so stark erschüttert, und er verlor soviel Volkstümlichkeit, daß die Regierung wagte, ihn am 10. März 1922 zu verhaften und bald darauf wegen Anstiftung zum Aufruhr zu langer Gefängnisstrafe zu verurteilen.

5. Nach der indischen Lehrzeit

Inzwischen war ich nach Deutschland zurückgekehrt. Hier erlebte ich den kalten Bürgerkrieg, der sich von Fememorden und Saalschlachten zur nationalsozialistischen Machtergreifung steigerte. Der Faschismus hatte 1922 bereits in der Türkei, in Ungarn, Spanien und Italien die Macht in der Hand; in Portugal, Litauen, Albanien, Jugoslawien und Polen drängte er siegreich vorwärts; in vielen anderen Ländern wuchs er ebenfalls. Der Rufmord wurde stärker und stärker als Waffe benutzt; oft verband er sich selbst mit Volksmord, zuerst in der Türkei gegen Armenier und Griechen, in Ungarn und Deutschland später gegen Juden und Slawen, anderswo gegen Liberale, Marxisten, gegen Neger, Algerier, Atheisten, Christen, Kommunisten, Kapitalisten oder andere Gruppen. Von meiner indischen Lehrzeit aber stand mir unverwirrt klar die Tatsache vor dem Auge, daß alle, die einander bekämpfen, in Wirklichkeit Brüder, und vor allem meine Brüder sind, und die Einsicht, daß vermeintliche Herrenvölker oder Herrenrassen oder Herrenschichten, die zum Rufmord ihrer Gegner oder noch schlimmerem abgleiten, sich dadurch als noch unfähiger und unberechtigter zur Selbstregierung in Freiheit erweisen als die Herrenkasten Indiens durch ihre Unbrüderlichkeit gegenüber den „Unberührbaren“, die Gandhis Wirklichkeitssinn „Gottesmenschen“ nannte. Gandhi aber wies auf Jesus als „Fürsten unter den Politikern“ hin, in dessen ständigem Gebet die erste Bitte die um die Heilighaltung der gemeinsamen Vaterschaft Gottes ist.

Vor und in dem zweiten Weltkriege hieß es in Europa immer wieder, die Gandhibewegung sei zusammengebrochen und habe versagt. In der Tat verloren selbst die meisten Führer des indischen Freiheitskampfes mehrmals ihr Vertrauen zu gewissen Entscheidungen Gandhis und auch zur grundsätzlichen Art seiner Kampfesführung. Sie erklärten zum Beispiel, als die Japaner im zweiten Weltkrieg an der Grenze Indiens erschienen, ihre Bereitschaft zur kriegerischen Verteidigung ihres Landes im Bunde mit den westlichen Demokratien. Andere folgten der japanischen Losung „Asien den Asiaten!

Kampf dem Kolonialimperialismus der Weißen!“ Auf japanischer wie britischer Seite kämpften einige indische Verbände. Die überwiegende Mehrheit des indischen Volkes und seiner Führer aber folgte doch wieder Gandhi. Er warnte davor, seine Kampfesweise so mißzuverstehen, als fordere sie keine Opfer an Blut. Er sagte, kein großes Volk habe seine Freiheit ohne große Opfer an Blut errungen, auch Indien werde solche Opfer bringen müssen; dabei aber dürfe nicht vergessen werden, daß man höchstens berechtigt sei, das eigene Blut zu vergießen, niemals jedoch auch nur einen Tropfen fremden Blutes. Der Vizekönig Lord Linlithgow fürchtete einen Aufstand der unruhigen Kolonie und suchte ihn durch Abschreckungsterror zu verhüten. Dabei kamen nach Nehrus Angaben 10 000 Inder um und 80 000 wurden verhaftet, darunter auch Gandhi und seine Familie und fast alle Führer der Gandhibewegung. Die Leiden der ärmsten Bauernbevölkerung waren ungeheuer. Ärgste Hungersnot brach in Bengalen aus. Gandhis Ruf jedoch, sich nicht am Kriege zu beteiligen, fand weit stärkeren Widerhall als andere Losungen. Indien erlitt nicht das Schicksal Chinas. Langjähriger Bürgerkrieg mit fremder Einmischung wurde ihm erspart und die Saat bitterer Feindschaft schoß nicht ins Kraut. Indien errang seine Freiheit ohne Krieg; und als es 1947 unabhängig wurde, war das wirklich ein Sieg beider Seiten; das Verhältnis zwischen Großbritannien und seiner Kolonie Indien war nie so gut wie das zwischen dem ehemaligen „Mutterland“ und dem freien Indien.

Gandhi hatte Erfolge und Mißerfolge. Seinen größten Mißerfolg erlebte er bei dem Bemühen, zwischen Hindus und Muslim Frieden zu stiften. Zwar gelang ihm auch dieser Versuch in unerwartetem Ausmaße. Aber in Gandhis letzten Lebensjahren führte der aufgepeitschte Gegensatz der Religionsgemeinschaften zu offenem Bürgerkrieg mit Massenmetzeleien. Selbst dann war der waffenlose Einsatz Gandhis und seiner engsten Freunde erfolgreicher als Waffengewalt. Aber es gab Muslim, die Pakistan von Indien losrissen und erobernd in Kaschmir einbrachen. Und aus Kreisen verbitterter Hindus kam der Mann, der den friedestiftenden Gandhi am 30. Januar 1948 ermordete.

Gandhi faßte gegen Ende seines Lebens seine Erfahrungen dahin zusammen, „daß unser nichtgewalttätiger Versuch in recht ansehnlichem Maße erfolgreich war. Es besteht darum kein Grund zum Pessimismus.“ Zugleich aber sagte er voraus, die Weiterführung dieser Versuche zu immer besseren Ergebnissen werde noch das Opfer von Tausenden fordern. Vor allem im Blick auf die Kämpfe zwischen Hindus und Muslim regte er die Aufstellung einer Friedenswehr an, deren ausgebildete Freiwillige lernen müßten, wie man Frieden stiftet, und die auch zu jedem Opfer bereit wären. Vinobe

Bhave und andere Anhänger Gandhis begannen mit der Ausführung dieses Vermächtnisses. *)

Gegen Ende des zweiten Weltkrieges wurde Alfons Paquet ein Opfer eines Bombenangriffes, nachdem er geschrieben hatte: „Es gibt unzählige Kriegsschulen und sehr feine Lehrbücher des Kriegswesens. Demgegenüber gibt es keine Schulen des Friedens, die lehren, welche Arten von Frieden gut und dauernd sind und welche nicht, und die daneben Männer von Stahl erziehen, deren Verstand, deren praktisches Können und deren Ehrgeiz auf ein Überwinden von Schwierigkeiten ohne Krieg gerichtet sind."

Wir Menschen von heute erlebten Ereignisse, die der Zukunft ein neues Gepräge geben mögen. Dazu gehören u. a. das Ende der Vorherrschaft der weißen Rasse und der Beginn des Atomzeitalters. Noch wichtiger für die Zukunft der Menschheit aber könnte die Tatsache werden, daß wir Menschen von heute auch miterlebten, daß ein Fünftel der Menschheit seine Freiheit ohne Krieg, durch eine ernsthafte Politik ohne Waffen erkämpfte. Der große Japaner Kanso Utschimura schrieb, bevor Gandhi den Kampf in Indien führte: „Christentum ist vor allem und wesentlich Feindesliebe. Gott liebte die Welt, die aufrührerische, abtrünnige, ihn hassende Welt so, daß er seinen eingeborenen Sohn gab. Das ist Christentum. Ohne freie, großherzige, freudige Feindesliebe ist von Christentum nicht zu sprechen. Wie steht es also um die sogenannten christlichen Völker mit ihren Kirchen, ihren Dogmen, Theologen, Bischöfen, Missionen und Hilfswerken, wenn sie ihre Feinde, die noch dazu meist „christliche Brüder" sind, so stark hassen, einander bekriegen, über den Fall ihrer Gegner jubeln und für den nächsten Krieg rüsten? Müssen wir nicht sagen, daß das Christentum niemals in großem Maßstab erprobt worden ist?"

Kann und soll das, was unter Gandhi in Indien geschah, ein Lehrversuch sein, der im kleinen und großen wiederholt erprobt werden muß? Was hat ein Mensch zu tun, in dessen Lebenszeit ein geschichtliches Ereignis dieser Art fiel?

*) **„Shanti-Sena", die indische Friedenswehr"** von Asha Devi Aryanayakam. 12 Seiten, 35 Pfg. Zu beziehen vom Freundschaftsheim, (20a) Bückeburg, Postfach.

Anmerkung: Die angeführten Worte Utschimuras, A. Paquets und viele Worte Gandhis finden sich neben anderen Auszügen aus den Schriften dieser Männer in den betreffenden Erbgutheften, die im Verlag Leonhard Friedrich, Bad Pyrmont, erschienen und auch durch das Freundschaftsheim, (20a) Bückeburg, Postfach, zu beziehen sind. (Siehe die Anzeige auf Seite 3 des Umschlages!)

Vom FREUNDSCHAFTSHEIM (20a) BUCKEBURG, Postfach

(Postscheckkonto Hannover 151510)

sind zu beziehen:

Erbgutheftchen. *Verlag Leonhard Friedrich, Bad Pyrmont.*

Jedes Heft stellt durch knappe Lebensbeschreibung und Auszüge aus den Schriften einen Menschen dar, der die schweren Wege seines Lebens durch innere Kraft, Mut, Menschlichkeit, Gottvertrauen, Humor usw. meisterte. Insgesamt sind bisher rd. 50 Heftchen aus deutschen wie chinesischem, englischem, griechischem, indischem, japanischem, jüdischem, nordamerikanischem, nordischem, römischem und russischem Erbgut erschienen. Jedes Heft enthält 8 Seiten und kostet 10 Pfg. Es werden nicht unter 5 Stück, nach Wunsch gemischt, abgegeben.

Unsere Aufgabe in friedloser Welt. 10 Jahre Freundschaftsheim.

72 Seiten. Broschiert DM 2,50.

Diese bebilderte Festschrift enthält neben der Geschichte des Freundschaftsheims von 1948 - 1958 u. a. Aufsätze über »Die Verantwortung des Lehrers für die Erziehung zu Freiheit und Frieden« (Gressel), »Das Grundrecht der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen« (Siegmund - Schultze) und »Atomwaffen und Evangelische Kirche« (Schröter). Eine gekürzte Ausgabe in englischer Sprache ist für DM 1,50 zu beziehen.

Jesus im politischen Zeitgeschehen. *Von Wilhelm Mensching.*

Selbstverlag, (110 Seiten, Brosch. DM 3.-, Halbleinen DM 4,50)

Jesu Leben verlief größtenteils unter schlechten Regierungen. Er erlebte drei blutige Aufstände des ausgebeuteten und unterdrückten Volkes. Wie stellte er sich zu den Regierungen und zu den Aufrührern? Und wie zu „Erbfeinden" und „Heiden", Samaritern, Römern und anderen? Kümmerte er sich nicht um die schweren politischen Nöte und Fragen seiner Zeit?

Jesus und die Politik. *Von Wilhelm Mensching.*

11 Seiten; 50 Pfg.

Welche Anliegen Jesus am stärksten bewegten, zeigt sein Gebet, das Vaterunser. Von diesem Gebet und dem Handeln Jesu aus wird die Frage erörtert, wie Jesus sich zur Politik stellte. Damit ergibt sich die weitere Frage „lassen Jesu Grundsätze sich in der Politik anwenden?". Einen solchen Versuch haben u. a. William Penn, der Schöpfer der neuzeitigen Demokratie, und Gandhi mit seiner Politik ohne Waffen entschlossen unternommen. Wurden sie Bahnbrecher in der Politik durch ihre Nachfolge Jesu?

Obrigkeit von Gott? *Von Wilhelm Mensching*

19 Seiten; Brosch. 60 Pfg, zwei und mehr Exemplare je 50 Pfg.

Paulus schrieb an die Römer nicht „Jede Obrigkeit ist von Gott", sondern „Jede Obrigkeit ist unter Gott". Er hatte unter Caligula und sonst schwerste Verfolgungen erlitten. Dann fand er etwa 6 Jahre lang Schutz und Förderung seiner Botschaft durch die Regierung Seneca. Im Gegensatz zu früheren Obrigkeiten waren Senecas Bruder Gallio (Ap.-G. 18,12 ff) die Asiarachen in Ephesus (Ap.-G. 19,31ff) auf andere Beamte „von Gott gegebene Obrigkeiten, die dem Bösen wehrten und das Gute förderten."

Was bedeutet uns Paulus? *Von Wilhelm Mensching.*

Leonhard Friedrich Verlag, Bad Pyrmont. 32 Seiten. Broschiert DM 1,-

Die Schrift stellt die politische und geistige Umwelt dar, in der das Leben von Paulus sich abspielte, bevor und nachdem er ein Nachfolger Jesu wurde. Durch die Persönlichkeit Jesu erhielt er eine vorher nicht gekannte Klarheit seines Denkens, Stärke des geduldig ausdauernden Willens und Feinheit des Gefühls. Starke innere Kräfte werden uns da zugänglich.

Vom Gewissen, seinem Wesen und seinem Wirken heute.

Von Wilhelm Mensching.

20 Seiten, 60 Pfg, zwei oder mehr Exemplare je 50 Pfg.

Die Schrift enthält die Abschnitte: »Die Freiheit des Gewissens ist unverletzlich«. »Was ist das Gewissen?« »Warum urteilt das Gewissen verschieden?« »Wozu haben wir das Gewissen?« »Wie wirkt das Gewissen im Geschichtsverlauf?« »Was braucht das Gewissen heute?« »Wohin weist uns das Gewissen?«